

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.

Zur Belehrung und Erbauung.

Nr. 33.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. — Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Botenlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Lots Weib.

„Gedenket an Lots Weib!“ Luc. 17, 32.

Neulich hatten wir das Buch angekündigt: „Mahnung und Trost“, heute geben wir eine Probe daraus:

Sie sind Alle entronnen, die von den Männern Gottes aus der Stadt Sodom hinausgeführt worden? Langten sie Alle in Zoar an, vom Feuer und Schwefel des Gerichts unberührt? War's damit schon gewonnen, daß Lot mit den Seinen die Stadt, die dem Gericht verflucht war, verlassen hatte? Reichte der Glaube aus, daß das Gericht vorhanden war? Oder die Willigkeit, sich von Gottes Voten aus der Stätte des Verderbens hinausstellen und dem Geiste des Zauberns sich entreißen zu lassen? Hatte damit die Prüfung des Glaubens und Gehorsams ein Ende? Damit das ja Niemand glaube, steht die Geschichte des Weibes Lots im heiligen Buch verzeichnet. Und damit, wenn die Zeit kommt, sich von allem verkehrten Wesen des geistlichen Sodom loszusagen und das nahende Gericht zu erkennen, um ihm zu entinnen, Niemand wähne, es gebe irgend einen Ruhepunkt für das natürliche Wesen, oder irgend eine Möglichkeit, geheime Verbindung mit den verkehrten Wegen und Gesinnungen zu unterhalten und dennoch der Erlösung durch die Erscheinung Christi theilhaftig zu werden, darum hat unser Heiland Seinen Jüngern zugerufen: „Gedenket an Lots Weib!“ Draußen vor der Stadt galt ihr, wie den Jhrigen, der bestimmte Befehl der Engel: „Errette deine Seele und stehe nicht hinter dich; auch stehe nicht in dieser ganzen Gegend.“ Lots Weib aber, der Warnung ungehorsam, sah hinter sich und ward zur Salzsäule. Unser Heiland

hat jener Ermahnung, an Lots Weib zu gedenken, die Erklärung beigefügt: „Wer da sucht seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren; und wer sie verlieren wird, der wird ihr zum Leben helfen“ (Luc. 17, 33). Lots Weib wollte den Sinn ihres natürlichen Lebens, der sie um irgend welches Dinges willen nach Sodom hinzog, nicht verleugnen und gleichsam in den Tod geben; sie folgte ihm im Gegentheil, sie setzte sich über Gottes Wort hinweg und that Seinen Willen nicht. Sie ließ ihren Willen gelten und leben, statt ihn dem erkannten Willen des Herrn unterzuordnen und aufzuopfern und dadurch, gleich ihrem Manne und ihren Töchtern, ihr Leben wahrhaftig zu retten. So verlor sie ihr Leben. Leben und Tod hingen scheinbar an etwas geringem, aber gerade daran wurde ihr Glaube und Gehorsam auf die letzte Probe gestellt. Daß sie ihres Herzens Zug leben ließ, bezahlte sie mit dem Tode. Unser Heiland hat sich zu verschiedenen Malen, wenn Er den Jüngern von Seiner Nachfolge redete, ähnlicher Worte bedient. So sagte Er im Gespräch mit den Zwölfen insonderheit: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sey, Friede zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen Friede zu senden, sondern das Schwert. Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Töchter wider ihre Mutter und die Schwur wider ihre Schwieger (von Fanatismus, Eigensinn und Schein der Gottseligkeit, um dem ersten Gebot, das Verheißung hat, sich zu entziehen, hie und da mißbrauchte Worte). Wer Vater oder Mutter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht werth. Und wer Sohn oder Tochter mehr liebet, denn mich, der ist meiner nicht werth. Und wer nicht sein Kreuz auf sich

nimmt und folget mir nach, der ist mein **Leben** werth. Wer sein Leben verliert, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden." (Matth. 10, 34. 35. 37—39.) Die eigenthümlichen Worte fanden in Zeiten der Verfolgung ihre buchstäblichste Anwendung, wenn auf den Glauben an Christum die Todesstrafe gesetzt war. Der Herr hat auch in solchem Zusammenhang die Worte gesprochen: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater.“ (Matth. 10, 32. 33. vergl. mit V. 28.) Wer um des Bekenntnisses Jesu willen den irdischen Tod erlitt, verlor das irdische Leben; am Tage der Auferstehung der Gerechten aber wird es sich bewähren, daß er in der That das Leben gefunden hat, wenn er mit Christo, dem wahrhaftigen Leben und seinem Leben, offenbar werden und herrschen wird in Ewigkeit. Solche buchstäbliche Hingabe des irdischen Lebens in den Tod hat aber je und je jenes Sterben vielfach zur Voraussetzung, womit Paulus, jahrelang, ehe er den Märtyrertod erlitt, vertraut war. Denn er sagt: „Ich sterbe täglich“ (1. Kor. 15, 31). Und allen Christen gilt, was er dem Timotheus, den Römern und den Galatern geschrieben hat: „Das ist je gewißlich wahr: Sterben wir mit, so werden wir mit leben.“ „Wo ihr nach dem Fleische lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte thutet, so werdet ihr leben.“ „Wer auf sein Fleisch säet, der wird von dem Fleisch Verderben ernten: wer aber auf den Geist säet, der wird von dem Geist ewiges Leben ernten.“ (2. Timoth. 2, 11; Röm. 8, 13; Gal. 6, 8.) So müssen, ohne buchstäblich Märtyrer zu werden, alle wahren Jünger Jesu sterben, um in Ihm das ewige Leben zu haben, indem sie die Liebe der Welt und dessen, was darinnen ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und das hoffärtige Leben, in den Tod geben und in Demuth täglich von der Gnade Gottes sich züchtigen lassen. In einer gefallenen Natur, die sie ererbt haben und dadurch sie den Eingebungen und Versuchungen des Fürsten dieser Welt unter den mannigfaltigsten Formen zugänglich sind, durch den Geist Christi nicht den Willen der verderbten Natur und des Fleisches, sondern den Willen Gottes zu thun, das eigene Leben zu hassen, zu verleugnen, vor allem ihr eigener Feind zu sein, das ist ihr Beruf, das gehört zum Kreuz, das sie zu tragen haben.

Die Fäden des eigenen Lebens, des von Gott unabhängigen Willens, mögen größer oder feiner gewoben sein, doch werden sie im Gewissen durch den Geist der Wahrheit als schädlich bezeugt, wenn das lebendige Wort, kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwert, durchdringt, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und richtet die Gedanken und Sinne des Herzens (Hebr. 4, 12). Gegenüber aller selbstgewählten Weislichkeit und Selbstentäußerung um Menschenfugungen willen, hat unser Herrland deutlich gesagt: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“ Als Petrus bei einer andern Gelegenheit Nichts vom Leiden und Sterben Jesu wissen wollte und mit den Worten: „Hebe dich, Satan, von mir, du bist mir ärgerlich, denn du meinst nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist,“ zurechtgewiesen ward, da richtete der Herr dieselbe Mahnung an Seine Jünger und fügte insonderheit bei: „Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, damit er seine Seele wieder löse?“ Zur Begründung verwies Er sie auf Seine herrliche Wiederkunft. „Denn“, fuhr Er fort, „es wird je geschehen, daß des Menschen Sohn komme in der Herrlichkeit Seines Vaters, mit Seinen Engeln; und alldann wird Er einem Jeglichen vergelten nach seinen Werken.“ (Matth. 16, 21—27.) Die Vermahnung unsers Herrlandes hat in ihrer Allgemeinheit der Kirche Gottes aller Zeiten gegolten. Aber es giebt Augenblicke, durch Ereignisse und Zustände ohne unser Zutun herbeigeführt, wo Jesu Wort mit besonderem Gewicht auf das Herz Seines Volkes fallen muß. Wir können unsre Umstände nicht machen. Wir sind Kinder unsrer Zeit. Wir haben uns nicht selbst in sie hineingeboren. In der Voraussetzung unsers Schöpfers und nach Seinem Rath leben wir in diesen Tagen und im Lande der Christenheit. In Seiner Vorsehung muß ein gewisses Geschlecht in den Tagen vor Seiner Zukunft auf Erden wandeln und die darinnen Christo angehören, müssen die vorausgesagten Zeichen Seiner Verichte inne werden, den Charakter und Ausgang der geistlichen Sodom erkennen, so wie die Nothwendigkeit von ihrem Wesen und Treiben im Innersten der Seele losgeschoben zu werden, um ihren Plagen zu entgehen. Während Jesus öfter und ihre eigene Natur zu hassen, zu verleugnen, vor allem ihr eigener Feind zu sein, das ist ihr Beruf, das gehört zum Kreuz, das sie zu tragen haben.

gen, welche in den Tagen, die der Zeit Lots ähnlich sind, leben würden und sagt ihnen: „Gedenket an Lots Weib. Wer da suchet seine Seele zu erhalten, der wird sie verlieren, und wer sie verliert, der wird ihr zum Leben helfen!“ Wenn der Charakter der Tage Lots der allgemeine Charakter der Christenheit wird, wenn Familie, Kirche und Staat die Entweihung und Auflösung der heiligen Ordnungen Gottes, die Losagung von dem lebendigen Gott und die freche Selbständigkeit des natürlichen Menschen beurkunden und Gericht und Rettung am geistlichen Horizont sich ankünden, dann um der Größe der Versuchung und der Gefahr willen gilt mit besonderem Nachdruck des Herrn Wort: „Gedenket an Lots Weib.“ Und zwar gilt es nicht denen, die an der bösen Art ihres Geschlechts ihre Lust haben, nicht denen, welchen die Kunde von den Zeichen des nahenden Gerichts ein Scherz ist oder als Schwärmerei vorkommt, sondern den Jüngern des Herrn, welche sie annehmen und ihr Folge geben. Aber selbst für Solche besteht die Gefahr, sich nicht ganz von der züchtigen Gnade des Herrn formen und in Sein Bild gestalten zu lassen, nicht ihr Alles Ihm hinzugeben und in Etwas mit Sodom's Art und Weise einen geheimen Pann zu unterhalten. Die Gefahr ist, auf irgend Etwas, mag es noch so wesentlich und von Gott gewollt und gegeben sein, abzustellen und sich sicher zu glauben, statt durch den rechten Gebrauch der Gnaden- und Rettungsmittel dem Zweck entgegen zu jagen, gewissermaßen die Schale für den Kern, die Form für das Wesen zu nehmen. Die Gefahr ist, ein bloßer Hörer und nicht ein Thäter des Wortes zu sein und sich so selbst zu betrügen, gleich Ham, den doch die Arche getragen hatte, den Fluch sich zuzuziehen, im Hochzeitssaal das Wort hören zu müssen: „Freund, wie bist du herein gekommen, und hast doch kein hochzeitliches Kleid an“ (Matth. 22, 11—14), und dann zu verstummen und hinausgeworfen zu werden, gleich dem Weibe Lots, das wohl über Sodom hinauskam, aber noch im Geist des Ungehorsams der Stadt dem Worte Gottes durch Seine Boten nicht völlige Folge gab und zur Salzäule ward. Gott hat Nichts zum Schein gegeben, und keine Mittel, damit sie als Zweck angesehen werden. Keinerlei Schein der Gottseligkeit thut's auf keiner Stufe der Entwicklung Seines Gnadenraths; der Herr schaut nach ihrem Wesen und ihrer Kraft. Man kann mit Lots Weib alle Rettungsmittel der Gnade Gottes anerkennen und doch zu Schanden werden. Während ohne die von Gott

geschenkten Mittel einerseits das Entfliehen vor den kommenden Verichten unmöglich ist, ist andererseits kein Weges Allen, welche sie besitzen, die Rettung gewiß. Treue in dem Erkannten und Gegebenen entscheidet. Feiertlich tritt uns in dieser Beziehung das Wort des Herrn entgegen: „Der Knecht aber, der seines Herrn Willen weiß und hat sich nicht bereitet, auch nicht nach seinem Willen gethan, der wird viele Streiche leiden müssen. Der es aber nicht weiß, hat doch gethan, das der Streiche werth ist, wird wenige Streiche leiden; denn welchem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen, und welchem viel befohlen ist, von dem wird man viel fordern.“ (Luk. 12, 47. 48.) Das Besagte wehrt zugleich einen nicht ungewöhnlichen Irrthum ab, als wäre das Ausgehen aus Babel oder Sodom für das geistliche Israel ein bloß äußerlicher Akt, wie einst für das leibliche Israel, etwa ein Uebergang aus einem Zimmer des Hauses der Kirche in ein anderes. Ausdrücke wie Babel und Sodom in der prophetischen Rede des Herrn im Neuen Bunde dienen zur Bezeichnung gewisser geistlicher Merkmale und Zustände Seines Volkes, die allerdings in den äußern Erscheinungsformen sich abspiegeln müssen, weil je einer innern Beschaffenheit eine bestimmte äußere Form entspricht. Dem innern Zerfall entspricht der äußere, auch wo der letztere scheinbar eine Weile auf sich warten läßt. Der innern Abnahme der ersten Liebe entspricht die Abnahme der ersten Werke und die Veränderung des Leuchters von seiner Stätte. Ohne wahre Buße, die der ganzen Tiefe des Falles eingewinkt ist, ohne innere Umkehr zum Herrn des Lebens, der der Anfänger wie der Vollender, der Erste wie der Letzte ist, giebt es für die Kirche auch keine Wiederkehr der wahren Aeußerung des Herrn und Seines Geistes in den Ihm allein und je und je innerhalb dieser Oekonomie entsprechenden Formen. „Babylon die große“ ist einer der Namen, den das Weib, die Kirche, auf ihrer Stirne trägt. Babylon, die Stadt der Verwirrung, ist das wahre Bild der Kirche in ihrem treulosen und gefallenen Zustande, während sie im Zustand der wahrhaftigen Einheit des Geistes und der daraus hervorgehenden Mannigfaltigkeit und Harmonie ihrer Ordnungen Jerusalem verglichen ist, der wohlgebauten Stadt mit ihren Mauern, Thürmen und Palästen, die ihre heilige Ordnung und ihre Stärke zu Schutz und Trutz gegen den Feind bezeichnen. In des Herrn Zeit und ehe Er persönlich wiederkommt, heißt es: „Gehet aus von ihr, mein Volk, daß ihr nicht theilhaftig

tig werdet ihrer Sünden, auf daß ihr nicht empfanget Etwas von ihren Plagen." (Diss. 18, 4.) Wenn der Herr dazu auffordert, so giebt Er auch die Mittel. Als Israel aus Babel ziehen sollte, weil des Herrn Stunde gekommen war, so gab Er die rechten Leiter, stellte die frühern Ordnungen wieder her und machte Weg und Bahn. Der Auszug aus Babel war kein ungeordneter Freischaarenzug, so wenig als der Auszug aus Ägypten. Aber es gab Leute, die begehrten im Unglauben in der Wüste nach Ägypten zurück (Hebr. 3, 12—19; Jud. 5). In Jerusalem angekommen, sprach das Volk nach kurzer schwieriger Arbeit: „Die Zeit ist noch nicht da, daß man des Herrn Haus baue" (Hagg. 1, 2—4). Lots Weib, wiewohl von Gottes Worten aus dem verkehrten Sobom herausgeführt, stand stille und schaute hinter sich, statt ihrem Wort zu folgen. Man kann Gottes wahrhaftige und ursprüngliche von Ihm, weil Seine Zeit gekommen ist, wieder hergestellten Ordnungen, die der Wirkungsweise des heiligen Geistes entsprechen, anerkennen und dabei dennoch im alten Sinne und Geiste beharren, das Wesen der abgöttischen Babel im Herzen behalten, den Gott widerstrebenden Geist Soboms im Busen nähren und nach den Fleischtöpfen Ägyptens Lust tragen. Es gilt in Wahrheit dem Zuge des Vaters zum Sohne sich hinzugeben, den Sohn als Herrn Seines Hauses in der Mannigfaltigkeit Seiner Ämter, Alles prüfend und das Beste behaltend, durch Glauben und Gehorsam gegen Sein gepredigtes Evangelium thatsächlich anzuerkennen und Ihm zu dienen; es gilt den mannigfaltigen Wirkungen des heiligen Geistes in den Gliedern des Einen Leibes sein Herz zu erschließen und so durch alle Mittel der Gnade Gottes im Geiste des Gemüthes sich erneuern zu lassen, damit Christus Jesus eine Gestalt gewinne, Sein Wort in uns bleibe und wir Seine echten Jünger sehen.

Dieht nicht alle Welt im Bösen?
Steht nicht Sodom in der Stut?
Seele, wer soll dich erlösen?
Eilen, eilen ist hier gut.

Eile, wo du dich erretten
Und nicht mit verderben willst;
Mach dich los von allen Ketten,
Fleuch als ein gejagtes Wild.

Lauf der Welt doch aus den Händen,
Dring in's stille Joar ein.

Eile, daß du mög'st vollenden,
Mache dich von Allem rein.

Laß die Nichts am Herzen kleben;
Fleuch vor dem verborgnen Bann-
Such' in Gott geheim zu leben,
Daß dich Nichts beflecken kann.

Eile, zähle Tag' und Stunden,
Bis der Bräut'gam ldmmt und winkt,
Und wenn du nun überwunden,
Dich zum Schauen Gottes bringst.

Der Herr hat wohl vorausgesehen, wie viel es kosten wird, um Seine Jünger alles Dinges ledig und in Seinem Frieden und in Seiner Liebe durch den heiligen Geist wahrhaft eins zu machen, wie Er und der Vater eins sind, damit sie würdig werden, Allem zu entrinnen, was geschehen soll, und dahin kommen mögen, wo Er ihr Herr und Haupt und einziger Erbsker ist. Seine Mahnung muß Allen, denen das geistliche Ohr nicht abhanden gekommen ist, an's Herz gehen: „Gedenket an Lots Weib". Wenn es Verleugnung und Entfagung, wenn es feste Entschlossenheit und Befangennehmung des eigenen Willens und aller möglichen Höhen, deren das Fleisch sich rühmt, unter den Gehorsam Christi je bedurft hat, so bedarf es dessen heute. Wenn es vom Menschen, dessen Odem in seiner Nase ist, von Sitten und Gewohnheiten, die zu scheinbarem Recht sich gestaltet haben, absehen und Alles nach Jesu Wort zu prüfen gilt, so thut dies heut zu Tage Noth. Wenn es bis in's verborgenste Leben der einzelnen Seele Gottes Geist, den Geist der Wahrheit, gilt wirken und Alles von Ihm mustern und läutern zu lassen, so ist's der Fall vor der Erscheinung Jesu. Vor Ihm wird kein Ansehen der Person, kein Ansehen des verblendenden Parteigeistes oder einer Sekte, groß oder klein, vor der andern gelten; denn Er hat sie nicht gemacht, der Feind hat Seinen geistlichen Leib zerrheilt. Vor Ihm gilt kein Rühmen der Gerechtigkeit, die schon gethan ist. Alles Fleisch, auch unter der scheinbar geistlichsten Gestalt, wird verstummen vor Ihm. Er wird aber an allen Orten Seiner Herrschaft und in allen Geschlechtern die Seinen kennen, die Ihn und das ganze Volk des ewigen Bundes von Herzen geliebt, die Sein ganzes Wort, alle Seine Gnaden, Seine Gaben und Kräfte, Seine Ordnung heilig gehalten, die durch das Feuer Seines Geistes der Liebe und der Wahrheit in Seinen

Wegen sich haben reinigen und läutern lassen, wie Silber und Gold, die durchzist bis in ihr Innerstes vom Blitze Seiner Flammenaugen wahrhaft Ein Geist mit Ihm geworden sind und durch die Kraft Seines Blutes und die Heiligung des Geistes Sein Bild wiederstrahlen. Er wird sie auf ewig zu sich ziehen aus lauter Güte, und nachdem sie um Seinetwillen das eigene Leben gehasset und verloren und Ihn zu gewinnen Alles für Schaden geachtet haben, werden sie in Ihm das Leben und volle Genüge haben ewiglich. Und wie plöthlich wird das geschehen! Der Herr sät der Vermahnung, an Lots Weib zu gedenken, die Worte bei: „Ich sage euch, in derselben Nacht werden zwei auf Einem Bette liegen; Einer wird angenommen, der Andre wird verlassen werden; zwei werden mahlen mit einander, Eine wird angenommen, die Andre wird verlassen werden; zwei werden auf dem Felde sehn, Einer wird angenommen, der Andre wird verlassen werden."

Literarisches.

Der protestantische Gottesdienst u.

von

Dr. A. Währ,

Ministerialrath bei dem evangel. Oberkirchenrathe zu Karlsruhe^{*)}

(Schluß.)

Nächst der Person, die den Akt des gottesdienstlichen Gebets verrichtet, kommt zweitens die Art und Weise, wie er verrichtet wird, in Betracht. Der Geistliche liest, auf der Kanzel oder am Altar stehend, der Gemeinde zugewendet, das Gebet aus der Agende ab; sobald er beginnt, erhebt sich die Gemeinde und hört stehend zu; hierbei kommt Verschiedenes in Erwägung. Was zuerst das Ablefen des Gebetes aus der Agende betrifft, so fehlt es zwar nicht an solchen, die da meinen, es widerspreche dem Prinzip der protestantischen Freiheit, man solle gar keine vorgeschriebene Gebete dulden, sondern jedem Geistlichen das Beten frei überlassen. Das ist denn freilich das kirchliche Freischärlerthum auf der Spitze, wo es in den absoluten Subjektivismus und Despotismus umschlägt. Niemals können und dürfen die Kirchen- und Gemeindegebete, die als solche Ausdruck des Gemeindebewußtseins sind, dem Gutdünken des Einzelnen überlassen werden, sondern müssen (von der Kirche) gegeben und festgesetzt seyn. Eben deshalb soll sie der Geistliche aus dem Kirchenbuch ablesen. Dies Lesen ist ein Zeichen, daß das, was

er spricht, nicht aus ihm, dem Einzelnen komme, daß er nicht Eigenes vorbringe, sondern Gegebenes, der Kirche Gemeinames. Gesezt also auch, er könnte das Kirchengebet durch häufiges Wiederholen wörtlich auswendig und frei herjagen, so dürfte er dies doch nicht thun, weil er selbst den Schein vermeiden muß, als spreche er etwas aus sich und für sich, während er doch nur als Stellvertreter der Gemeinde erscheinen soll. Auch den Text liest er ja aus der Bibel ab, selbst wenn er ihn auswendig herjagen könnte, weil eben der Text nicht sein Produkt, sondern das gegebene Wort Gottes ist.

Daß aber die Gebete sämmtlich nur gelesen werden, ist eine bloß bei der protestantischen Kirche bestehende Einrichtung. Von den ältesten Zeiten an bis zur Reformation war und ist in der katholischen wie in der griechischen Kirche das Singen wenn auch nicht der ganzen, doch eines Theiles der sogenannten Liturgie angeordnet; auch in der lutherischen Kirche wurde es lange beibehalten, die reformirte aber hat es gleich Anfangs gänzlich abgeschafft. Hier gab wohl Zwingli den Ton an, der, als es sich in Zürich um Beibehaltung oder Abschaffung des Gesanges handelte, dem Magistrat seine Bitte um Abschaffung singend vorgetragen und auf die Frage, warum er dies thue, geantwortet haben soll: „es sei dies um nichts sonderbarer, als wenn man Gott seine Bitten und Gebete vorsänge." Dagegen steht das bekannte Wort Luthers gewaltig ab: „Einen Prediger, der nicht singen kann, den sehe ich gar nicht an." In seiner „deutschen Messe und Ordnung Gottesdienstes" (Wittenberg 1526) heißt es: „Zum Anfang singen wir ein geistlich Lied oder einen deutschen Psalmen in primo tono Darauf Kyrie Eleison auch im selben Ton Darnach liest der Priester eine Kollette ins Fant in unisono Darnach die Epistel in octava tono, daß er im unisono der Kolletten gleich hoch bleibe Auf die Epistel singet man ein deutsches Lied mit dem ganzen Chor. Darnach liest er das Evangelium in quinto tono."*) Bis auf den heutigen Tag hat sich in ewigen Ländern bei den Lutheranern das Singen des Geistlichen erhalten. Im Allgemeinen hatte dieser uralte Brauch sehr natürliche Gründe. Da der Anbetungsakt nicht lediglich dem Geistlichen überlassen war, sondern auf seine Anrufungen die Gemeinde in einzelnen Worten oder ganzen Sätzen ant-

*) Richter, Kirchenordnungen S. 38.

wortete, lehteres aber nicht leicht redend geschehen konnte, ohne Unordnung und Verwirrung zu veranlassen, so lag es sehr nahe, und war eine natürliche, wo nicht notwendige Folge, daß wie die Antwort, so auch die Frage oder Axtede gesungen wurde. Außerdem ist es bekannt, daß im Sprechen und Reden vielmehr die Individualität des Redenden hervortritt, als im Singen, das sich in bestimmten geordneten Tönen bewegt und dem individuellen Ausdruck wenig Spielraum läßt, zumal wenn es, wie dies bei den liturgischen Gesängen der Geistlichen von jeher der Fall war, kein melodisches, bewegliches, in allen Tönen herumspringendes, sondern ein mehr rezitatives, rhytmisches, eintöniges und damit gehaltenes Singen ist. Bei einem solchen Singen, wo im eigentümlichen Sinn der Geistliche denselben Ton anstimmt wie die Gemeinde, tritt seine Individualität möglichst zurück, und insofern entspricht dies Singen gerade dem Akt, den der Geistliche im Namen und als Stellvertreter der Gemeinde verrichtet. Seitdem wir in unsern Geistlichen nur „Kanzelredner“ zu erblicken gewohnt sind, kommt uns das Singen derselben freilich sonderbar vor, und ein Versuch, es wieder einzuführen, würde auf die heftigste Opposition stoßen. Abgesehen von dem albernem Eintour, es sey katholisch, würde man hauptsächlich entgegen, es habe nicht Jeder musikalisches Gehör und eine Stimme zum Singen, und könne doch ein guter Prediger und Kanzelredner seyn. Darauf ließe sich erwidern, daß auch nicht Jeder Anlage zum Redner habe, was doch unerlässlich wäre, wenn das ganze Geschäft des Geistlichen vorzugsweise im Redehalten bestehen soll. Fehlt Jemandem gänzlich die Gabe des Gesangs, so sollte er gar nicht einen Beruf wählen, der ihm zur Pflicht macht, den Gottesdienst der Gemeinde zu leiten, von dem der Gesang einen so wesentlichen Theil bildet. In der katholischen Kirche muß jeder Geistliche ohne Ausnahme singen können; ich habe aber noch nie gehört, daß deshalb die Zahl Derer, die sich diesem Stande widmen, abgenommen habe: das hat vielmehr ganz andere Gründe. Der evangelischen Kirche würde es wegen der Anmuthung des Singens noch viel weniger an Geistlichen fehlen. Allerdings muß das Singen gelernt werden, und es wäre gar kein Schaden, wenn dies von den Geistlichen geschähe, denn es wird dadurch die Stimme überhaupt ausgebildet und Jeder, der gut singen kann, bekommt seine Stimme so in die Gewalt, daß es auch für den Vortrag der Rede von größtem Vortheil ist. Wir kommen unten auf die

Vernachlässigung des Gesangs von Seiten der Geistlichen und den Mangel an musikalischer Bildung zurück.

Will man sich aber auch das bloße Lesen gefallen lassen, so muß man doch erwarten, daß dies wenigstens in gehöriger Weise geschehe. Allein das ist leider gar nicht der Fall. Erwägt man, daß der Geistliche den Gebetsakt im Namen der Gemeinde verrichtet, so folgt für die Art und Weise des Lesens zweierlei. Für's Erste darf es nicht im gewöhnlichen Leseton geschehen, aber auch kein „Deklamiren“ seyn, vielmehr muß man dem, der an der Stelle der ganzen Gemeinde betet, vor Allem anhören, daß er wirklich betet und nicht bloß vor- oder abliest; er muß, wie er der Mund der Gemeinde ist, so auch ihr Herz seyn. Sodann aber darf dieser Ton wiederum kein allzubewegter seyn, denn sonst würde er nothwendig das Gepräge der individuellen Stimmung des Einzelnen allzusehr an sich tragen; vielmehr muß man verlangen, daß er, um nicht so auszudrücken, ein möglichst objektiver sey, also stet, gemessen, gehalten und ruhig. So sehr diese beiden Erfordernisse sich von selbst zu verstehen scheinen, werden sie doch in der Regel kaum beachtet. Mit Recht sagt Augustin: „Die Kunst, die heilige Schrift und die liturgischen Gebete und Formulare auf eine würdige Art vorzutragen, ist eine wahre Seltenheit in unsern evangelischen Kirchen. Selbst solche Geistliche, deren Predigten in Hinsicht des Vortrags und der Deklamation und Aktion untadelhaft sind und mit Recht gefallen, verstehen oft nicht die schwere Kunst, zu lesen. Dies mag wohl hauptsächlich daher rühren, daß man bei uns alle Aufmerksamkeit nur auf die Predigt richtet, und die übrigen Theile der Liturgie vernachlässigt.“^{*)} Ich habe einen talentvollen Prediger gekannt, der viel Redegabe besaß und ein großes Publikum hatte; kam er aber an das Kirchen- oder Hauptgebet, so trug sein Ton, vielleicht ganz unbewußt, das Gepräge auffallender Unfeierlichkeit, ja Gleichgültigkeit; es war eben ein reines Ablefen, wobei, wenigstens dem Ton nach, Niemand auf den Gedanken kommen konnte, als sey dies gebetet; ich war jedesmal froh, wenn er fertig war, und er schien es auch. Einen Andern hörte ich das Altargebet so verrichten, als säße er in einem traurigen Kinderkreise und wollte ihnen erzählen: Es war einmal ein Mann u. s. w. Wieder ein Anderer fiel, noch ehe der letzte Ton der Orgel ganz verhallt

*) Augustin, Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie. VI. S. 162.

war, mit einer gewissen Hast ein und kam in einen wahren Ausschweiferton. Das Gewöhnlichste ist der falsche Pathos und der singende Ton, den man kaum anhören mag. Während so viele Pfarrer großen Rärm schlagen würden, wenn man ihnen ein wirkliches Singen zumuthete, singen sie bereits, nur ohne es zu wissen, nämlich im Lesen, und bedenken nicht, daß ihr singendes Lesen viel unerbaulicher und unzulässiger ist, als wenn sie wirklich sängen. Kommt nun noch dazu, daß das Gebet selbst kein wahres Kirchengebet, daß es predigtartig, lang und trocken ist, so wäre es ja in der That ein Wunder, wenn die ohnehin nur zuhörende Gemeinde ein reges Interesse daran hätte. Schon die Stellung, die man dem Gebet im Gottesdienst gegeben hat, sagt es, wie wir gesehen haben, in den Augen der Gemeinde herab; Unhalt und Form sind, wie wir gleichfalls gesehen haben, nicht minder der Art, daß es bei der Gemeinde in den Hintergrund treten muß; die Art und Weise aber, wie es verrichtet wird, ist vollends geeignet, seine ihm im Gottesdienst gebührende Geltung herabzudrücken. Von allen Seiten her, wie man auch den Anbetungsakt betrachten mag, erscheint er, obwohl der Kern und das Wichtigste, doch im protestantischen Gottesdienst als das, was am meisten vernachlässigt ist.

Endlich muß noch berührt werden, daß außer dem Aufstehen der Gemeinde es an jeder weitern bezeichnenden Handlung fehlt; vielfach werden bei dem Hauptgebet nicht einmal mehr die Hände gefaltet; das Knien ist gänzlich in Abgang gekommen, und an das Zeichen des Kreuzes denkt Niemand mehr entfernt. Es ist vor Gott allerdings einerlei, ob man sitzt oder steht, die Hände faltete oder auf den Rücken legt, sich erhebt oder auf die Knie fällt; auf das Eine oder das Andere einen Werth oder ein Gewicht in Gottes Augen legen und es für verdienstlich halten, kann nur der bornirtesten Frömmigkeit und dem finstersten Aberglauben einfallen, vor dem denn doch hoffentlich die protestantische Kirche nach dreihundertjährigem Kampf gesichert seyn wird. Vermöge seiner leiblich-geistigen Natur kann aber der Mensch gar nicht anders, als daß er das, was ihn geistig bewegt und er auspricht, mit leiblichen Bewegungen begleitet. Dies ist so sehr natürlich, daß es geradezu Unnatur und Zwang wäre, wenn er's nicht thäte. Was würde man von einem Redner sagen, dessen Vortrag und Stimme noch so schön wäre, der aber die Arme beständig herunter hielt und fest anschloß, oder über-

haupt dastände wie eine Statue? Mag es daher für noch so korrekt-protestantisch gelten, so ist es doch ganz unnatürlich und gezwungen, beim Akt des Gebets dem Menschen jede, seine innere Stimmung ausdrückende leibliche Bewegung zu untersagen und namentlich im Gottesdienst, der ja überhaupt das äußere Bezeugen und Kundthun des inneren Wesens ist, bezeichnende Handlungen als mit der „Anbetung im Geist und in der Wahrheit“ streitend zu verpöden. Wohl können dieser Bewegungen und Handlungen zu viele, es können ihrer aber auch eben so gut zu wenige, sie können sehr unangemessen und störend, aber eben so gut auch sehr angemessen und erhebend seyn. Jedenfalls nun muß man bei dem protestantischen Anbetungsakt eine Bewegung oder Handlung vermissen, die kein Vernünftiger für unnatürlich oder unangemessen erklären kann, die so alt ist als alle Religion überhaupt, und auch in der christlichen Kirche sich durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten hat, nur aber bei den neuern Protestanten fehlt, nämlich das Niederfallen auf die Knie. Wenn z. B. eine christliche Gemeinde, sich demüthigend vor dem heiligen und gerechten Gott, ihre Sünde bekennt und um Gnade und Barmherzigkeit flehet, was ist da natürlicher und angemessener, sich zu erheben und aufzustehen, oder niederzufallen und zu knien? Schon im alten Bunde war das Niederknien beim Anbeten Sitte, wie man aus dem Wort des Psalmisten sieht: „Kommt, laßt uns anbeten und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat.“ (Ps. 95, 6.) Und wenn der König Salomo bei der Einweihung des Tempels niederkniete und mit ihm die ganze Gemeinde, anzubeten (1. Rdn. 8, 54; 2. Chron. 7, 3); wenn der, der Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten lehrte, selbst beim Gebet niederkniete (Luk. 22, 41), so dünkte ich doch, das Knien beim Anbetungsakt wäre nicht gerade römisch-katholisch, auch nicht eine gefährliche, geisttöbende Ceremonie, und was das Haupt der Gemeinde gethan hat, das dürften und sollten die Glieder auch thun. Ich hörte einst einen Geistlichen auf einer Synode lebhaft ein Gebet der Agence freistreiten, weil dieses mit den eben angeführten Worten des 95. Psalm aufing; das „Knien und Niederfallen“ sey knechtisch, wir seyen aber keine Knechte Gottes mehr, sondern Kinder, meinte er; schwerlich hatte er beachtet, daß der Sohn Gottes, durch den wir erst die Kintheit empfangen, selbst kniete und niederfiel, wir armen Sünder uns daher eines Gleichen wohl nicht zu schämen haben.

Jedenfalls ist es doch eine sonderbare Inkonsequenz, zu verlangen daß die Gemeinde beim Gebet aufstehe und sich erhebe, dagegen zu verbieten, daß sie niederfalle und kniee; ist dieses eine entbehrliche „Ceremonie“, so ist es jenes auch. — Außer dem Knien vermischt man bei dem Anbetungsakte auch auf Seiten des Geistlichen die richtige Stellung. Darüber gab der Mann, der wie kein Anderer allem leeren Ceremonienweien abhold war und mehr für inneres Christenthum gethan hat, als alle heutigen Ceremonienreformer, bestimmte Vorschriften. Luther ordnet in seiner deutlichen Messe Folgendes an: „Er soll aber die Epistel lesen mit dem Angesicht zum Volk gelebt, aber die Collecten mit dem Angesicht zum Altar gelebt. Auf die Epistel singet man ein deutsches Lied: Nun bitten wir den heiligen Geist, oder sonst eins. Darnach liest er das Evangelium in quinto tono, auch mit dem Angesicht zum Volk gelebt.“ Diese Bestimmung ist eine eben so natürliche als angemessene. Die Epistel und das Evangelium bilden gewissermaßen den objektiven Bestandtheil des Anbetungsaktes; es ist das Göttliche, das der Geistliche als Diener Gottes und in seinem Namen der Gemeinde darbietet, und dabei kann er ihr natürlich nicht den Rücken zugekehrt; die Collecten aber sind der subjektive Bestandtheil, das Gebet der Gemeinde, ein Menschliches, das er für die Gemeinde, an ihrer Spitze stehend, Gott darbringt, und dies kann er natürlich nicht der Gemeinde zugekehrt thun, sondern nur von ihr aus zu Gott hin. Freilich wird dabei immer vorausgesetzt, daß der Anbetungsakt nicht lediglich in einem von der Kanzel abzuleitenden Gebet besteht, und daß der Altar nicht mitten in der Kirche seinen Platz hat, also noch Leute hinter ihm sitzen, inwiefern daß die Kanzel nicht unmittelbar hinter und über dem Altar angebracht ist, denn sonst müßte der mit dem Rücken der Gemeinde zugekehrte betende Geistliche den Blick auf die leere Kanzel richten; die Anordnung Luthers setzt vielmehr die Stellung des Altars im hellen, lichten, nach Aufgang gerichteten Chor voraus.

Schließlich vermischt Dr. Bähr noch an vielen Orten die heilige Würde, die man am Altare der Ehre Gottes schuldig ist. Er sagt:

Manche sehen überall herum, ziehen das Nastuch heraus, speien aus, bleiben keinen Augenblick ruhig stehen, benehmen sich überhaupt so ungenirt, als wären sie im Kaffeehaus. Auf der Kanzel sitzt ein derartiges nachlässiges Wesen nicht so sehr, aber an Altar ist es ganz unerträglich. Ich habe einen Geistlichen gekannt, der beim Austheilen des heiligen Abendmahls sein blaues Schnapftuch und seine Tabakdoie auf den weißbelleideten Altar setzte, und zwischen hinein eine Prisse nahm und sich die Nase pupte. Würde so Etwas zu thun einem katholischen Geistlichen auch nur im Traum einfallen? Erregt solch nachlässiges und würdeloses Benehmen nicht offenkundigen Anstoß, so wirkt es doch immer so viel, daß auch die Gemeinde sich nachlässig und ungenirt benimmt, und die Ehre, die das Haus Gottes verlangt, mehr und mehr ablegt. Daher kommt denn der oft so auffallende Mangel an Feierlichkeit des protestantischen Gottesdienstes.

Wir begnügen uns mit diesen Mittheilungen, betreffend die obengenannte Schrift des Herrn Ministerialraths Dr. Bähr, mit der Uebersetzung, daß wenn auch nicht Alles unsern unbedingten Beifall findet, die darin ausgesprochenen Gedanken dennoch zeitgemäß, und gewiß geeignet sind, das weitere Nachdenken, sowie das unermüdete Ringen nach einer vollkommenen und einheitlichen Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit mächtig anzuregen. Gott allein kann dazu von oben herab nur helfen, Ihm allein steht es zu, darüber zu entscheiden, wie Er angebetet sein will. Wenn die Kirche Ihn darum gläubig anruft, wird Er ihr bald die rechte Hilfe senden.

Das Wörtlein „Frieden“.

Es ist ein wunderbares Wort,
So süß ist kein's hienieden;
Das löst im Herzen fort und fort;
Das ist das Wörtlein Frieden.

Als einst der Mensch mit trübem Sinn
Aus Eden ist geschieden,
Da saß der Cherub mit ihm zieh'n
Das süße Wörtlein Frieden.

Und als den Menschen Freud' und Glück
Im Dorrenfeld gemieden,
Stielt von der Hölle ihn zurück
Die Sehnsucht nach dem Frieden.

Und als die Sehnsucht jucken ging
Und sand ihn nicht hienieden,
Fertig des Himmels Sternensing,
Und Jesus brachte Frieden.

An Jesu Brust in Freud' und Leid
In Frieden mir beschieden,
Drum sing' ich auch in Trägheit
Vom süßen Wörtlein Frieden.

Die Ruhe im Herrn.

Es ist gar seltsam, Christi Lamm zu sein
Und seines Stabes Führung still zu leiden;
Es ist gar seltsam, seinen Sonnenchein
In trunken auf den grünen, Himmelsweiden;
Es ist gar seltsam, ohne eignes Thun
Bei Ihm zu ruhn.

Doch ist's beschwerlich, Christi Lamm zu sein,
Wenn sich das alte Ich nicht will beschneiden,
Wenn dieses Lebens flücht'ger Kerzenschein
Mehr lodet, als das Licht auf Jesu Weiden.
Du mußt dich freilich von dir selbst abthun,
Bei Ihm zu ruhn!

Quant.

Goldenes ABC in Bibelsprüchen vom Gebet.

Kommt, laßt uns anbeten, und knien und niederfallen vor dem Herrn, der uns gemacht hat. — Pf. 95, 6.

Laß meinen Mund Deines Ruhmes voll sein, und Deines Preises allmächtig. — Pf. 71, 8.

Laß mein Gebet vor Dich kommen, neige Dein Ohr zu meinem Geschrei. — Pf. 88, 3.

Lasset uns mit Danken vor Sein Angesicht kommen, und mit Gesängen Ihm jauchzen. — Pf. 95, 2.

Lobe den Herrn, meine Seele, und Alles, was in mir ist, Seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat. — Pf. 103, 2, 3.

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.
Zur Belehrung und Erbauung.

N^o. 40.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Botenlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Der ausfällige Syrer Naeman.

(2. Kön. 5.)

Zur dem hier angezeigten Kapitel lesen wir von einem ausfälligen Manne, dem Feldhauptmann Naeman aus Syrien; seine Heilung und was sich sonst dabei noch zutrug, kann uns sehr lehrreich werden. Es wird von ihm gesagt, daß er von seinem Könige sehr geschätzt wurde, daß der Herr durch ihn auch viel Heil in Syrien gab, und daß er ein gewaltiger Mann war, aber ausfällig. Der Ausfall wird 3. Mos. 13, 14 näher beschrieben, und wegen der damit verbundenen Gefahr sehr ausführlich behandelt. Diese Krankheit ist eine Art giftiger Hautauschlag, ähnlich dem Orfud oder Krätze, doch weit bössartiger; denn wo der Ausfall einmal um sich fraß, verzehrte er das Fleisch dergestalt, daß die Glieder der Menschen gänzlich zerfressen wurden, bis der Kranke in einem fast pestartigen Geruch zuletzt elendiglich umkam. Selten daß Jemand davon wieder geheilt werden konnte. Erreichte das Uebel erst einen hohen Grad, so daß die Ansteckung kaum zu vermeiden war, so wurden diese Unglücklichen aus den Ortschaften verbannt. Gewöhnlich fanden sich dann mehrere solcher Unglücksgefährten in der Einöde zusammen, um ihr elendes Dasein wenigstens miteinander zu theilen. Speisen wurden ihnen von den Ihrigen an einen bestimmten Ort hingefügt; indeß nähern durften sie sich den Menschen nur auf eine bestimmte Entfernung; weshalb jene zehn ausfälligen Männer im Evangelio auch von ferne standen und riefen: „Jesu, lieber Meister, erbarme dich unser.“

Was die Krankheit selbst betrifft, so ist es eine be-

kannte Sache, daß sich bei allen Hautkrankheiten der Krankheitsstoff im Innern des Körpers befindet, und sich dann auf die Oberfläche oder die Außenseite wirft, so daß Dasjenige außen offenbar wird, was inwendig verborgen ist.

Die meisten alten und neuen Ausleger kommen darin überein, daß der Ausfall ein Bild der Sünde ist, welche sich in dem Menschen befindet, und sich nun in seinem äußern Benehmen offenbart. Ganz besonders aber wird dadurch der Ausbruch einer innern Leidenschaft abgebildet, welche in dem versteckten oder offenkundigen Hochmuth des Herzens ihren Sitz hat; sey es nun, daß das Uebel sich zeigt in der gleißenden Oberfläche der Heuchelei, oder in rohen, wilden Ausbrüchen des Zornes, oder in der Gestalt des Geizes: Geldgeiz oder Ehrgeiz; jedenfalls liegt in dem Hochmuth des eiteln Herzens eine verderbte Eigenliebe zum Grunde.

Naeman, der vortreffliche und gewaltige Feldhauptmann des Königs von Syrien, welcher fast immer um die Person seines Monarchen sehn mußte, war ausfällig. Hieraus erkennen wir, daß große Talente und eine hohe Stellung in der menschlichen Gesellschaft keineswegs vor Sünde und Verderbniß schützen, so wenig, wie vor Leiblicher Krankheit. Indes die Wege der göttlichen Vorsehung laufen wunderbar.

Auf einem Streifzuge der Syrer hatten diese aus dem Lande Israel eine kleine Dirne als Kriegsgefangene mit weggeführt. Diese diente als Magd bei der Frau des Naeman, und mußte das Werkzeug werden, nicht bloß zur Heilung ihres Herrn von seinem Leiblichen Uebel, sondern auch zu dessen Belehrung. Ach, sagte

das junge Mädchen eines Tages, daß mein Herr doch wäre bei dem Propheten zu Samaria, der würde ihn von seinem Aujage los machen. Naeman zwifelte nicht an der Wahrheit der Aussage seiner Dienerin, und erbat sich Urlaub vom Könige. Dieser, die Dienste seines Feldhauptmanns sehr schätzend, war bereit dazu; er schrieb ihm nicht allein einen Empfehlungsbrief, sondern gab ihm noch ansehnliche Geschenke mit: zehn Centner (oder Talente) Silbers, sechstausend Goldden (d. h. sechstausend Sedel Goldes) und zehn Feiertäucher (oder Wechselkleider), doppelte Anzüge für festliche Gelegenheiten.

Hatte nun entweder der König von Syrien den Naeman nicht richtig verstanden oder hatte der König von Israel den Brief unrichtig aufgefaßt: jedenfalls glaubte der Letztere, er solle den Naeman von dem Aussage heilen, und gerieth darüber in Verlegenheit und Zorn, daß er seine Kleider zerriß und ausrief: Bin ich denn Gott, daß ich tödten und lebendig machen könnte, daß er zu mir schickt, daß ich den Mann von seinem Aussage los mache? Wertet und sehet, wie er Urfache zu mir suchet. Das war freilich ein offenes Geständniß des Königs; der Aussatz mußte nach dem Gesetz Moses immer von den Priestern behandelt werden. Auch unser Heiland sagte zu den geheilten Ausfägigen: „Geht hin und zeigt auch den Priestern.“ So ist es auch mit dem geistlichen Aussatz der Sünde; die weltlichen Könige sind nicht im Stande, davon zu heilen. Christus allein hat in Seiner Kirche eine Gnadenordnung getroffen, welche die Heilung dieser Schwächen der Seele leiten und herbeizuführen vermag. Der Prophet Elisa hatte von dem Vorfalle gehört und veranlaßte es, daß Naeman mit Wagen und Messen vor seiner Thür erschien. Erwartungsvoll harrete er hier nun, was der Mann Gottes thun würde; aber Alles was geschah, war nur dieses: der Prophet des Herrn ließ ihm sagen: Gehe hin und wasche dich im Jordan sieben Mal, so wird dein Fleisch wieder erstattet und rein werden.

Darüber wurde Naeman sehr entrüstet und zog weg und sprach: Ich meinte, er sollte zu mir herauströmen und hertreten, und den Namen seines Gottes anrufen, und mit seiner Hand über die Stelle fahren und den Aussatz also abthun. Sind nicht die Wasser Amana und Pharphar zu Damastus besser, denn alle Wasser in Israel? Und er wandte sich und zog weg mit Zorn.

Da sehen wir den Eigendünkel eines vornehmen Weltmannes, der mit seinem ganzen Troß von Hofstaat

vor der Thüre eines Knechtes Gottes hält. Er war gewohnt, daß Alles rennen, laufen und sich bücken mußte, wo er erschien; Elisa kam nicht einmal heraus, ihn zu begrüßen; und nun sich bloß baden im Jordan? Das war für seine Eitelkeit zu viel oder zu wenig. Er nahm das Mittel nur menschlich auf, als eine Baderur, und merkte es nicht, daß es mehr war, merkte nicht, daß es ein Stück des Gehorsams war, das er im Glauben an die Macht des Gottes in Israel war. Darum war sein trotziger Zorn über seine beleidigte Eitelkeit so groß.

Dieser Naeman hat leider noch immer viele Brüder unter den hochgestellten und vornehmen Leuten in dieser Welt. Sie möchten durch die Diener Gottes auch wohl frei werden von dem Aussatz ihrer Sünde, weil sie endlich wohl einsehen, daß die Sünde der Leute Verderben ist. Sie machen sich auch wirklich auf und suchen und finden endlich die rechte Thür, von wo ihnen Rettung und Reinigung werden kann; aber mit was für Hoffnungen und Erwartungen kommen sie? Die Diener Gottes sollen sich sehr viel mit ihnen zu schaffen machen, sollen mit Aufhebens und viele Umstände mit ihnen machen, sich geschmeichelt fühlen, daß eine so angesehene Persönlichkeit zu ihnen kommt. Sie bringen ihre Wagen und Rosse mit, d. h. ihre ganze fleischliche Ausrüstung mit Macht und Ansehen, welche vor dem Angesichte Gottes nichts gilt; denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person, noch annehmen des Geschenke. Vor Ihm sind wir Alle nur arme Sünder, vom König herab, bis zu dem ärmsten Handarbeiter. Der Herr hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an Jemandes Reinen; sondern nur an Denen, die Ihn fürchten, und auf Seine Gütlichkeit warten. Solche Menschen, welche sich mit ihrem Ansehen in der Welt vor Gottes Angesichte noch zu umhüllen suchen, betrachten auch Alles menschlich, und sehen nicht auf die verborgene Herrlichkeit Gottes, welche hinter den Dienern der Kirche steht; sie sehen sie nicht, weil sie noch fleischlich und ungläubig sind. Sie möchten gereinigt seyn, aber ohne das Ansehen ihres alten Menschen einzubüßen. Darum begegnet es uns oftmals, daß solche Leute, die da den alten Menschen gern mit in's Himmelreich nehmen möchten, lieber umkehrten und sich trotzig von der Thüre der Gnaden abwenden, wie Naeman, und sich einreden, die Wasser Amana und Pharphar zu Damastus seyen dazu noch schöner als der Jordan.

Die Wasser in Syrien deuten auf den Geist einer weltlichen, äußerlichen Ehrbarkeit und Moralität, wobei

der alte Mensch verschont bleibt. Die Wasser des Jordan hingegen, welcher das Land der Verheißung durchströmt, sind das Bild des göttlichen Geistes, der uns reinigt, durch gründliche Buße, nach der Wahl der Gnaden. Naeman sollte sich sieben Mal waschen im Jordan, d. h. der Christ, welcher ernstlich von seiner Sünde frei werden will, muß sich bequemen ein vollkommenes Maß täglicher Reue und Buße in der Erneuerung seiner Taufgrube über sich zu nehmen, wodurch er willig und freudig wird im Gehorsam zu wandeln in den Fußstapfen Jesu Christi.

Johannes taufte im Jordan mit der Taufe der Buße, und unser Herr selbst ließ sich im Jordan taufen und unserer willen, auf daß alle Gerechtigkeit erfüllt würde, und der Himmel öffnete sich über Ihm, und der heilige Geist kam auf Ihn herab und blieb auf Ihm. Wenn wir also uns gründlich siebenfältig waschen, in der Erneuerung unserer Taufgrube, in bußfertiger Reue, und uns reinigen, und alles böse Wesen abthun vor Gottes Angesicht, und Gutes thun lernen, und wandeln in den Pfaden der Gerechtigkeit, so werden auch wir im Geiste den Himmel über uns offen sehen, und der heilige Geist, der wahre Tröster, wird uns die Stimme des Vaters herabbringen: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“ Ja, Söhne und Töchter Gottes sind wir, so wir in Christo bleiben. Naeman ließ sich von seinen Knechten denn auch bereden, und ging nachträglich doch zum Jordan und wusch sich sieben Mal und ward von seinem Aussatz frei. Die Freude darüber war so groß, daß er nun wieder umkehrte und vor Elisa den Gott Israels bekannte, und dem Manne Gottes reiche Geschenke anbot.

Nichts war im Stande, den Mann Gottes zu bewegen, irgend ein Geschenk anzunehmen. Einem solchen Geiste gegenüber, wie ihn Naeman vorher offenbart hatte, konnte sich Elisa nicht entschließen, auch nur im Entferntesten irgend einen Werth zu legen auf solche Güter, womit Jener sich breit gemacht hatte, wenn auch sonst es ganz in der Ordnung war, daß die Diener Gottes ein freiwilliges Dantopfer annahmen. Da, wo noch nicht vollkommen erkannt wird, daß es eine Gnade von Gott ist, Ihm Etwas opfern zu dürfen, da findet noch nicht die rechte Stellung statt, die das Herz einnehmen sollte. Wir machen den Herrn nicht reich; er bedarf unserer Opfer nicht, und hat nicht Gefallen an feisten Brandopfern. Hatte Naeman vorhin die Wasser des Jordan gering geschätzt, so mußte er jetzt lernen,

daß ihm durch Gottes Gnade doch ein Reichthum darin zu Theil geworden war, der ihm durch alle Wasser Syriens nicht werden konnte. Christus giebt die Güter Seines Hauses frei umsonst, sie können nicht erkaufert werden mit allen Reichthümern der ganzen Welt.

So viel war bei dem Herrn erreicht, er legte das Bekenntniß ab: „Siehe, ich erkenne, daß kein Gott ist in allen Ländern, ohne in Israel;“ doch war er noch nicht entschlossen, sich ganz und gar dem Gotte Israels zu ergeben, vielmehr wollte er zugleich auch noch dem Gotte Rimmon opfern. Diese seine innere Stellung geht aus seinen folgenden Aeußerungen hervor. Als er merkte, daß Elisa unbeweglich war, von seiner Hand Geschenke anzunehmen, da bat er von ihm sich ein Geschenk aus, nämlich eine Last Erde, so viel zwei Maulthiere tragen könnten. Diese wollte er verwenden in seinem Lande, um einen Altar aufzurichten für den Gott Israels, dem er fortin dabeim auch zu opfern gedachte. Er hielt es der Ehre Gottes angemessen, das Material des Altars von der Erde des Landes zu nehmen, woselbst der Gott Israels Herr wäre. Es wurde diese Erde von ihm als Heiligthum anerkannt. Zugleich bat er sich die Erlaubniß aus, für solche Fälle im Hause Rimmon anbeten zu dürfen, wo er von Amtswegen genöthigt seyn würde, seinen Herrn, den König von Syrien, in den Götzentempel zu begleiten. Elisa sagte nichts weiter dazu, als: „Zieh hin mit Frieden!“ Es war jedenfalls ein großer Fortschritt geschehen für einen Heiden; und mit dem Geschenk seiner leiblichen Gesundheit hatte er zugleich einen noch größeren Segen empfangen, in der Erkenntniß des wahren Gottes. Aber was war es, das ihn abhielt, auch vor seinem Könige ein vollkommenes Zeugniß der Wahrheit abzulegen? Es war die Ausübung seines Berufes, den er um seines Glaubens willen noch nicht glauben daran geben zu können. Weil er selbst immer im Gefolge des Königs seyn mußte, war er durch seinen Dienst genöthigt, auch den Götzentempel noch zu besuchen, obgleich er persönlich sein Herz dem wahren Gotte zugewandt hatte. Der Prophet des Herrn tadelte ihn nicht und lobte ihn nicht; sondern er gab ihm den Segenswunsch: „Zieh hin mit Frieden.“ Gott nimmt das Maß des Glaubens an, was wir Ihm bringen; ist dasselbe noch unvollkommen, so verschmähet Er es darum noch nicht, sondern hat Geduld mit den Schwachen, bis sie ein größeres Maß bringen können. Nur davor sollte sich ein Christ hüten, daß er nicht mit Gott accordirt, und

sein Herz noch theilweise in der Welt zu lassen, und sich noch einen Theil der Welt und ihrer Lust vorzubehalten. Das müssen wir bei dem Raeman wohl beachten, daß sein Belantheit so weit ein entschiedenes war, als es seine Hingebung an den wahren Gott betraf; sein Herz hing nicht mehr an dem Söden Klimm; er glaubte das Mitmachen jenes Ceremoniells seiner Dienstpflicht schuldig zu seyn. Es mag für manche bekehrte Christen Fälle geben, wo gerade ihr weltlicher Beruf sie an Orte führt, wo sie lieber nicht seyn möchten, weil dort Gott nicht geehrt wird, und vielleicht ihr Herz blutet; und doch haben sie noch nicht Muth und Glauben genug, oder es steht noch nicht in ihrer Macht, ihren Beruf aufzuopfern um der Ehre Gottes willen. Wir dürfen solche Brüder nicht richten oder verdammen. Unser Herr sagte: Niemand kann seiner Länge eine Elle zusehen, ob er gleich darum forget. So kann auch nicht das Raas des Glaubens von Jemand verlängert werden. Der Herr allein kann den Glauben mehren, und auf unser kindliches Stehen die Verhältnisse oftmals schnellig ändern. Er kennt ja die Herzen, und weiß, wie wir es meinen, ob es selbst noch an der Welt oder an der Sünde klebt, oder ob Einer sich bloß gezwungen in die Verhältnisse fügt.

Einen gar trübseligen Eindruck macht aber der Charakter Gehasi, des Dieners des Propheten Elisa. Die Belohnung, welche der Knecht des Herrn großmüthig verschmähet hatte, nahm das Herz Gehasi so ein, daß er dem Ehrer Raeman naheelte und mit Lügen sich im Namen seines Herrn ein Geschenk ausbat. Er sagte: „Mein Herr hat mich gesandt und läßt dir sagen, siehe, jetzt sind zu mir gekommen vom Gebirge Ephraim zwei Knaben aus der Propheten Kindern; gib ihnen einen Centner Silbers und zwei Feiertkleider.“ Der Ehrer war gleich bereit und gab ihm zwei Centner. Er verberg diesen seinen Schatz im Hause. Wie beschämend war diese That! Ein Heide zog im Frieden voll Freude und Dank und voll Erkenntlichkeit seine Straße, begnadigt mit Glauben und Gehorsam; und ein Israelit, ja ein Mann, der immer in der Nähe eines so außerordentlichen Dieners Gottes weilte, wird zum Lügner und geizt nach einer Hand voll Silbers. Wir lernen daraus, daß das Herz eines Menschen, wenn es einmal noch unbekehrt ist, seine Tüde noch beibehalten kann, auch wenn Einer beständig mit frommen Menschen umgeht. Elisa freilich war diese Lüsterheit seines Dieners nicht verborgen geblieben. Als er zurückgekehrt war,

fragte Elisa ihn: „Woher, Gehasi?“ Ich war weder hierher noch daher gegangen, war die Antwort. Wieder also eine Lüge. Doch sie war vor dem Manne Gottes vergeblich. „Wandele nicht mein Herz, da der Mann umkehrt von seinem Wagen, dir entgegen? War das die Zeit, Silber und Kleider zu nehmen, Delgärten, Weinberge, Schafe, Kinner, Knechte und Mägde? Aber der Aussatz Raeman's wird dir anhangen und dein Samen ewiglich.“ Als der Prophet diese Worte geredet hatte, ging Gehasi von ihm hinaus, ausfällig wie Schnee. Schreckliches Gerücht! Elisa sagte seinem irdisch gesinnten Diener Alles, was in dessen Herzen vorging; ein begüterter Mann wollte Gehasi werden, ein Besizer von Weinbergen, Delgärten, Schafen, Kindern, Knechten und Mägden. Wer nach solchen Dingen trachtet, wird auch nicht frei bleiben von den Stricken des Teufels, welche dabei liegen. Die Schrift sagt: Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und viele thörichte und schändliche Lüste, welche die Menschen verfenken in's Verderben und Verdamniß. Raeman war seine Sünde und den Aussatz los, Gehasi, der nach Gütern gelüstete, klebte beides an. Niemand weiß es vorher, wenn er sich um Reichthums willen in die Welt verflechtet, in welche Versuchungen er dadurch gestürzt wird. Was hülfte es dem Menschen aber auch, wenn er auch die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele? Darum wollen wir aus dieser ganzen Erzählung als die Hauptsumma die Lehre nehmen, alle unsere Eigenliebe und Selbstsucht, so wie die Hoffart des Fleisches, den Geiz und alle Leidenschaften zu kreuzigen und zu tödten.

Zur Geographie des heiligen Landes.

(Fortsetzung.)

Wir begaben uns um drei Uhr des Nachmittags, mit mir Herr Krohn und Franz sammt den beiden Kellergesährtinnen, zur Kirche des heil. Grabes. Die Wieder der täglichen Prozeßion, die wir auch heute mit inniger Theilnahme begleiteten, waren verstummt; die Schaaren der Armenischen und Griechischen Pilgrime hatten sich aus der Kirche entfernt; die Thüren wurden verschlossen. Das Abendroth, das zu den Fenstern der hohen Kuppel hereindämmerte, war jetzt auch verblühen; bald gaben nur die Lampen, die am Umkreis der Säulengänge und

an den heiligen Stätten leuchteten, einen schwachen Schein, wie ihn die glühenden Kohlen eines erlöschenden Hirtensfeuers auf die Flur werfen. Die guten Väter des lateinischen Klosters, welche der Hut des Tempels warten, hatten uns Männern eine Wohnstätte in ihren Zellen, den beiden Frauen aber eine bei der Orgel angewiesen, wo das gewöhnliche Nachtlager der weiblichen Pilgrime zu seyn pflegt. Man hatte uns Alles reichlich dargebracht, was zur Nahrung und Erquickung des Leibes dient; namentlich hatten wir männliche Pilgrime im Refektorium die Abendmahlzeit mit den Vätern genossen; den Frauen war bei ihrer Orgel ein Tisch bereitet worden. Da man uns aber dann auch Betten, zur Ruhe auf einige Stunden, anwies, begaben wir uns zwar; um die Ordnung des Hauses nicht zu stören, an unseren Ort; bald aber hatte ich mich leisen Schrittes wieder herunter begeben zur Kirche. Ich saß auf einer der steinernen Bänke auf Golgatha's Felsen. So still, so dunkel mag es um die Seele seyn, wenn das Auge, vom herannahenden Tode halb gebrochen, auch die Mittagshelle des Tages nur noch wie Dämmerung schimmern sieht und das Ohr die Stimmen des Rufens und des Weinens nur wie aus weiter Ferne hört. Die Pforte zur Rückkehr ist geschlossen; eine Tiefe hat von den Füßen sich aufgethan, deren Grund und Ende das unnaehete Auge nicht sieht; die Seele ergreift Entsetzen bei dem Gedanken an das Hinabfallen. Dann aber wie die brennenden Lampen, dort an der Stätte des Kreuzes, scheint, statt des äußeren Tages, ein anderes Licht in die Nacht des Todes herein: „Sorge nicht; siehe es ist ein fester Fels, der dich trägt, auf dem du ruhest; der Fels heißt Gnade.“

Das Licht der Lämplein warf nur einen sparsamen Schein durch die gewölbten Hallen und auf die alten Bilder der Wände; es war aber an dieser Stätte ein Licht, das hell genug ein anderes Bild beleuchtete, welches kein äußeres war. Hier, in der einsamen Stille einer solchen Nacht sammelten sich um meine Seele die Gestalten aller der vergangenen Tage meines Lebens; es waren darunter kaum etliche, die mich grüßten mit dem Gruß des Friedens, viele, die mich anblickten als Verkläger und als Feinde. Und die Seele stand von ferne, wagte auch nicht ihre Augen aufzuheben zu dem Lichte, welches das Bild beleuchtete; da wachte in ihr, als ein Lebenshauch des Morgens, der die Schreden der Nacht zerstreuet, ein Wort auf, welches fester steht denn Golgatha's Fels, klarer leuchtet denn die Helle des Mittags,

das Wort: Denn aus Gnaden seyd ihr gerecht, aus Gnaden sehd ihr selig geworden (Röm. 3, 24; Ephes. 2, 5). Und der Schreden des Todes war vergangen und dahin, und ward nicht mehr gesehen.

Es war kurz nach Mitternacht; da ward dem Schweigen dieses hehren Tempels eine Stimme gegeben; die schönen Gottesdienste, welche die Andacht der frommen Väter seit den frühesten Jahrhunderten des christl. Jerusalems hier begründete, wachten auf. Zuerst erhoben, gleich Wächtern auf der Linde, die auch in der Stille der Nacht hier zu Zion Ihn loben (Ps. 65, 2), die Väter des lateinischen Klosters ihre Stimmen; sie sangen Hymnen und sprachen Gebete vor der Stätte des heil. Grabes. „Ja, es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda.“

Hierauf, nach kurzer Stille, nahm die Andacht der Griechischen Christen das Wort, welche auch Hymnen sangen und beteten; dann jauchzte, in fremdartigerem Tone, der Klang der Zymbeln und Tambourins der Armenier, begleitet von den Stimmen der Singenden, auf; zuletzt, wie eine Einsame und Verlassene, trat, in den Schleier ihrer Landesformen gehüllt, auch die Andacht der armen Kopfen aus dem Dunkel hervor; Jenem, der die Stimmen der Betenden hört, nicht minder angenehm, als die den menschlichen Sinnen gefälligeren Gottesdienste der Anderen, wenn sie nur im Glauben geschah.

Nach etwa anderthalb oder zwei Stunden wurde wieder Alles still; man hätte den Schlag des eigenen Herzens hören können. Nur ein einziger Griechischer oder Armenischer Pilgrim, der mit uns zugleich die Nacht in der Kirche des Grabes verbrachte, war, während der Gefänge der Armenier hinaufgekommen in die Kapelle von Golgatha und hatte da kurze Zeit gebetet; einmal war ein Griechischer Priester herausgetreten aus der Sakristei und hatte die Lampen geschmückt; sonst herrschte hier die Stille, wie an der Bahre eines gestern Gestorbenen.

Doch nur auf wenige Stunden schwieg die Stimme des Gebetes und der Lobgefänge. In den Fenstern der Kuppel über dem Grabe trat der erste Schein der Morgendämmerung, wie der Schimmer eines Rauches, der vom Rauchfaß des Priesters aufsteigt, herein, da begannen die Väter des lateinischen Klosters in der Kapelle der Maria, die des Griechischen in ihrer Kirche die Gebete, und feierten dann bei der Stätte des Grabes und der Auferstehung ihre Gottesdienste. Ich hatte mich zu ihnen gesellt und saß da auch die beiden Begleiterinnen,

welche, wie ich, die Nacht durchwacht und den größten Theil derselben in der Kapelle des heiligen Grabes zugebracht hatten; auch die andern Freunde waren hier; Gegen neun Uhr öffneten die Thüren die große Pforte und wir kehrten zurück zu unserer Pilgerwohnung.

Reise nach dem toten Meere und Santa Saba.

Wir hatten wieder einige Tage still und auf unserer Weise verznügt in Jerusalem gelebt, da rüsteten wir uns Mittwochs den 12. April zu einer Reise nach der Stätte von Jericho, nach dem Jordan und nach der Gegend am toten Meere. Mich hatte heute das sehnsüchtige Verlangen nach dieser Wanderung, auf die ich mich ganz vorzüglich freute, ungewöhnlich frühe gewedt; ich war schon lange vor Anbruch des Morgens auf dem Gange und auf dem Dache des Hauses. Endlich kam die Sonne herauf, und sie schien heute, wie es mir vorkam, ungewöhnlich heiß auf den Gang und in die Fenster des Zimmers herein. Meine Ungeduld trieb mich hinaus in's Freie, ich wollte, da selbst Freund Bernag noch Vorbereitungen zur Reise zu treffen hatte, allein vorausgehen, da mich ja, wie ich hoffte, die Maulthiere mit ihren Reitern und Führern bald einholen würden. Ein sonderbarer Irrthum, zu welchem ich mich, selbst gegen mein früheres, besseres Wissen, hatte verführen lassen, leitete mich statt zum Stephansthore zum Bethlehemisthore hinaus. Der Vater Bilar hatte mir nämlich bei mehreren Gelegenheiten, wenn er mir die Aussicht vom Delberg oder von einer anderen erhöhten Stelle in und bei der Stadt erläuterte, gesagt, indem er dabei auf die Thalkluft des Kidronbettes hindeutete: hier wird Ihr Weg nach Jericho und dem Jordan hingehen. Und er hatte Recht, sobald wir, wie dies außer der östlichen Zeit der Jordanswallfahrten viele europäische Reisende pflegen, zuerst unsere Richtung nach St. Saba und von hier nach dem toten Meere und nach Jericho nahmen, während freilich der gewöhnlichste und nächste Weg nach dem letzteren Ort noch fortwährend, wie in alter Zeit, an Bethanien vorüber, dann zum Berge Quarantania führt. So zog ich denn unbesorgt den Weg in dem Thale Ben Pinnoms hinab, indem ich mich bei der gewöhnlichen Wärme des Morgens und bei der Ermüdung, die mir die halb durchwachte Nacht zurückgelassen, des Gedankens nicht erwehren konnte, daß ich heute diesen steilen, steinigten Weg nicht amwärts, statt abwärts, steigen möchte. Bei dem Brunnen es Rehemia ruheten einige Türken, Ta-

bal rauchend und durch gesellschaftliches Schweigen sich unterhaltend; ich grüßte sie und fragte sie, ob dies der Weg nach Jericho sey; sie saßen mich an und antworteten dann meiner Frage durch Schweigen, denn ich hatte nicht daran gedacht, daß Jericho, auch wenn seine Lage ihnen bekannt war, bei ihnen Niemand oder Etwas heiße. Ich wartete einige Zeit unter dem Schatten eines Delbaumes, lehrte dann ein Stück Weges zurück und schaute, so weit die Krümmungen des Thales es erlaubten, hinauf nach der Gegend, von der die Gefährten herkommen sollten; da ich mich jedoch noch immer nicht entschließen konnte, daran zu zweifeln, daß ich auf rechtem Wege sey, ging ich immer von Neuem vorwärts in dem herrlichen Thale, auf dessen grünendem Wiesengrunde im Schatten der Bäume ganze Heerden der Pserde und Maulthiere weideten. Endlich da ich lange genug, bald stehend, bald vorwärts und zurückgehend gewartet hatte, fragte ich am Eingang des südwestlichen Seitenthales einen alten Eseltreiber, und dieser, der vielleicht öfters Franken dorthin geführt hatte, verständigte mich zu meinem Schrecken, daß der Weg nach Jericho nicht hierher, sondern von da, wo ich stand, weit nordwärts, am Delberg vorüberginge. Ich mußte nun die Last und Hitze des beschwerlichen, steilen Rückwegs auf mich nehmen, und da ich beim Kloster, so eifrig der Hausmeister sich darum bemühte, lange Zeit kein Pferd bekommen konnte, um den schon seit zwei Stunden abgereisten Freunden nachzuweisen, mußte mir abermals, wie dies öfter geschehen, die Ungeduld eine Lehrgin über Geduld werden. Endlich war denn Alles zum Nachzuge bereit: ein Türke als Führer war bei meinem Pferde; ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, meine Reisegesellschaft erst am Abend einzuholen, diese aber war mir treuer geblieben, als ich ihr es gewesen; unser arabischer Knecht begegnete mir schon, von der sorgsam Hausfrau abgesehen, am Fuße des Delberges; sie selber, die treue Mitpilgerin, vor Sorge weinend, fand ich mit der Freundin, mit Herrn Bernag und Mühlenshof im Thale, das sich vom Delberge bei der Stätte von Bethphage herabsenkt; die anderen Freunde warteten unfer auf dem Hügel vor Bethanien.

Das Erste, was die Aufmerksamkeit des Reisenden auf diesem Wege von Jerusalem nach Jericho an sich zieht, sind die augenfälligen Ruinen, welche von Bethanien südwärts, zur Rechten des Weges auf der felsigen Anhöhe liegen. Sie mögen wohl zum großen Theil von Werken einer späteren Zeit herrühren, die sich aber

dort auf der Stätte, vielleicht des alten Bahurim, anbaute. Denn hier in der Nähe war es, wo Simeel, der Sohn Gera, hervortrat und David, dem Gefalbten des Herrn fluchte, dann, hingehend an des Berges Seite, mit Steinen nach dem König warf (1. Sam. 16, 5—13). Unter den Trümmern von Bethanien, die man an jener Stelle des Weges zugleich mit jenen überblickt, mögen die ansehnlichsten von jenem Nonnenkloster herrühren, das die Königin Melisende, Sulca's Gemahlin, in Bethanien erbauen ließ, deren Schwester dort Nestissin ward.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Begräbnisplätze der alten Hebräer und anderer Völker.

Es war den Hebräern ein schrecklicher Gedanke, und wurde als ein göttliches Verdict angesehen, unbestattet und zum Abscheu Anderer liegen zu bleiben, oder eine Beute der im Orient häufigen Raubthiere zu werden. Deshalb war sowohl bei den Hebräern wie bei den Aegyptern die Sitte, ihre Todten in Gräbern beizusetzen. Spr. Sal. 30, 17 heißt es: Ein Auge, das den Vater verpöthet, und verschmäheth es, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen. Auch Jes. 14, 19. 20 wird dem Volke zu Babel dasselbe als etwas Schmachliches verkündigt (vergl. Hes. 32, 5). Als einer Tyrannen wird in demselben Sinne vom Hohenpriester Jason gedacht, daß er Viele habe unbegraben lassen (2. Macc. 5, 20), und als gräulicher Schimpf, der noch den Todten im Grabe angethan wurde, ist das Herausreißen ihrer Gebeine aus den Gräbern erwähnt. (Jer. 8, 1. 2., Bar. 2, 24.) Es ist möglich, daß die Hebräer sich vorstellten, daß die Ruhe der Aegydien in der Unterwelt mit der Ruhe ihrer Gebeine in den Gräbern in einer gewissen Verbindung stehe.

Wirklich begraben zu werden, wird demnach immer als etwas sehr Werthvolles hervorgehoben, und die Verwandten, namentlich die Kinder der Verstorbenen, machten es sich zur Gewissenssache, die Begräbnisse zu übernehmen (Job. 14, 12. 16). Sehr häufig traf man noch bei Lebzeiten die nöthigen Veranstaltungen, um sich eines Grabes zu verschern (1. Mos. 23, 4; Jes. 22, 16). Aber nicht bloß begraben zu werden überhaupt, sondern auch anständig und mit Beobachtung zarter Formen, galt den Hebräern viel, und die Vernachlässigung der-

selben war ebenfalls schimpflich. Um deswillen prophete der Prophet Jeremia dem gottlosen Könige Zedekia, er solle wie ein Esel begraben, geschleift und zur Stadt hinausgeworfen werden. Ob die Aemteren des Volkes alle ehrenvolle Familien-Gräber hatten, oder ob sie sich begnügten, ihre Leichname in gegrabene Grüste hinanzusetzen, ist schwer nachzuweisen. Dr. A. G. Hoffmann und Dr. G. M. Reubel sagen in ihrem Volks-Bibel-Lexikon: Dessenliche und allgemeine Begräbnisplätze, die man Friedhöfe oder Gottesäcker nennen möchte, gab es wohl erst in späteren Zeiten. Anfangs wurden wohl die Ueberreste der Verstorbenen als Familiensücke betrachtet, deren Vergungsweise der Familie ganz und gar anheim fiel, und die man daher auf dem Grunde und Boden, der ihnen bei Lebzeiten zugehört hatte, beisetzte. So kaufte sich Abraham ein Stück Land, um dort für sich und seine Familie ein Erbegräbnis anzulegen (1. Mos. 23, 4 ff.). Erst später, als sich Städte bildeten, in welchen Viele wohnten, die über kein Stück Land zu verfügen hatten, mußte wohl die Gemeinde für Land zu Begräbnisplätzen sorgen; und es mußte dann als das Einfachste erscheinen, geradezu ein bestimmtes Stück Land für das Begräbnis Besitzloser anzuweisen. So finden wir Jer. 26, 23 einen Ort erwählt, an welchem geringe Leute begraben wurden; und 2. Kön. 23, 6 Gräber der gemeinen Leute. Von dem Gelbe des Judas Ischarioth wurde der bei Jerusalem liegende Töpferacker, zu einem Begräbnisplätze für Pilger, die sich nur für eine Zeit lang in der Stadt aufhielten, gekauft (Matth. 27, 7). Auch Hingerichtete, wenn sich nicht etwa Jemand aus Theilnahme ihren Leichnam zum Begräbnisse ausbat, wurden an solchen Orten, wo nicht gar an der Richtstätte selber, ohne alle Form eingescharrt (Matth. 27, 58). Wie nun solche Begräbnisplätze und ihre Gräber beschaffen waren, darüber fehlen die Nachrichten.

Auf der Halbinsel des Sinai, zwischen dem heutigen Suez und den Sinaispitzen selbst, mitten in der Wüste, haben Reisende im Gebirge eine Stelle gefunden, welche unseren Gottesäckern täuschend ähnlich sieht, und von der Mehrzahl derselben auch wirklich für einen alten ägyptischen Begräbnisplatz gehalten worden ist. Die Stelle heißt Surabit el Kadim und befindet sich auf einem 600—700 Fuß hohen, steilen Berge. Sie ist ein Platz von etwa 75 Schritt Länge und etwa 35 Schritt Breite, auf welchem gegenwärtig ungefähr fünfzehn tafelförmig aufgerichtete, mit Hieroglyphen bedeckte Steine

haben, und außerdem mehrere vorgeschützt hatten. Freilich mag gemeint werden, daß sich in Ägypten selbst nichts Bestimmtes gefunden hat, indem die Hieroglyphen-Reichnisse in Katakomben beiseite. Es kommt dazu, daß Kennet der Hieroglyphen-Schrift auf diesen scheinbaren Grabsteinen die Namen verschiedener ägyptischer Könige gelesen haben, die sicher hier nicht begraben liegen; und endlich, daß der ägyptische Bergbau in einer wüsten Gegend, wo im weiteren Umkreise schwerlich jemals eine Stadt gestanden haben kann, auch schwerlich ein Begräbnisplatz gewesen ist. Man vermutet deshalb, daß die Stelle ein ägyptischer Wallfahrtsort gewesen sein möge, an dem jeder ägyptische König, welcher die Wallfahrt dort hin unternahm, ein Denkmal aufstellen ließ.

Was die Begräbnis-Ordnung betrifft, so gibt es sehr viele Überreste von den Gräbern, welche die Wohlhabenden oder auch überhaupt alle, die nicht zu den ärmsten Volkstassen gehörten, zu haben pflegten. Wie sich das lässliche Volk als die Familie Israel oder Jacobs betrachtete, von welcher die 12 Stämme eben so viele Klüften ausmachten; innerhalb deren sich immer wieder kleinere und engere Verwandtschaftskreise bildeten, und das Gesammte jede Familie dann wieder eine Stadt befaß; so ungefähr glaubt man auch im Lichte mit dem Lichte, und noch im Zusammenhange, zu sehen, man für Leben, durch Verwandtschaft in Beziehung gestanden hätte.

Meine Seele dürstet nach Gott nach dem lebendigen Gott

Plaint W.
 Bleib mir zu trinken,
 Aus der Erbarnung Meines
 Sieh, ich bin müde!
 Sieh, wie ich mit Begier
 Dünge und dürste dich,
 Ich, ich so lang nach Dir,
 Mache mich satt!
 Niemand als Du allein
 Kannst mich die Seele erlösen,
 Stille das Herz,
 Bist Du kein Angehört,
 Bist Du kein Tröster und Licht,
 Und wie ein Jüngling
 Verlangt nach Schmerz.
 Meist zwar rufen mich
 Deutungswohl hin zu sich,
 Sprechen zur Feil:
 Sollst du dir wohlergehen,
 Willst du gestillt dich sein:
 Heuch nur auf uns're Söhne,
 Gehst hier nicht, (Pl. 11. 1.)
 Aber schon lang genug
 Hab' ich der Welt Betrug
 Schmerzvoll erkannt,
 Trau' nicht zu Spott,
 Sucht es, Herr, Jehovah,
 Auger Dir einen Gott,
 Ein Nabelband.
 Was auch mein Auge schaut,
 Werke, die Du gebaut,
 Nützlich und hehr;
 Drogen das Säckelament,
 Dünken die Elemente!
 Schönheit ohne Zahl und End,
 Rästet mich leer.

Selbst auch der Menschen Wahn
 Menschlicher Liebe Brunst,
 Treu' bis zum Tod;
 Wie sie erstreu' auch kann,
 Weiter die Pilgerbahn,
 Reicht sie doch nicht hinan,
 Zu Dir, o Gott!

Nicht Deine Kreatur,
 Nicht Deine Jugend ist
 Stille mein Ort;
 Dich, Du Unerschütterter,
 Dich, Unerschütterter,
 Vor aller Welt, Herr,
 Such' ich allwärts.
 Hauch von Dir, laud' ich nun
 Nirgend hier, still' ruhe,
 Als nur in Dir.
 Du bist mein Element;
 Flammender Schmerz entzündet;
 Wenn ich von Dir getrennt
 Nig' te allhier.

Siehe, wie lauge Zeit
 Hat mich die Welt geirret,
 Du mich entriest,
 Sieh, wie von Dürst erlöset,
 Du die die Seele löst!
 Tränket sie Deine Güte,
 Tränket sie entjäst!
 (Patriot. Wochenblatt)

Glaubens- und Tugendlehre an Beispielen

Trage Du das Kreuz gern?
 Johann Paul Auer, Berggerichts-Direktor zu Weinlagen, hatte seinen einzigen Sohn, einen hochwirdigen, lebenswürdigen Jüngling, der soeben von der Universität zurückgekehrt war, durch den Tod, das bald darauf starb, und seine beiden Töchter von denen er sagen konnte: Sie haben mich nie betrübt. Mit großer Hoffnung erwartete er diesen heilsamen Besuch. In seinem 75. Jahre fiel er in seinen Armen, und brach ein Bein. Während er in Todesgefahr unter den heftigsten Schmerzen lag, und saugte die Erlösung des heiligen Heiles vor sich hing, jammerte und weinte Galtin und Freunde um ihn her. Galtin sprach zu Gott: hat mich in guten Tagen
 Du ergötzt;
 Sollt ich jeht
 Nicht auch etwas tragen?
 Er genas wieder, und lebte noch bis in sein 87. Jahr. Fortan blieb seine Kraft und alle seine Sinne ungeschwächt. Am Morgen des 24. April 1768 lag er auf seinem Bette, streckte die Hände gen Himmel, lächelte, und entschlief.
 Wer mir folgen will, der vertage sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich, und folge mir nach! (Luc. 9. 23.)

Wo ist nährst Du Deine Seele?
 Eine belehrte Einkaufswirtin sprach: Ich stelle mir Jesus als einen Baum mit Ästen und Zweigen vor, von welchem Nahrung für meine Seele zum Sammeln und täglichen Genießen für das ewige Leben herabfließt, so wie ich im Walde das Holz aus den Bäumen fließen sehe.
 Ich bin das Brod des Lebens! Joh. 6. 48.
 (Walter's Erzähl. a. d. Reiche Gottes.)

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.

Zur Belehrung und Erbauung.

№. 41.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. — Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Botenlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Durch Kampf zum Siege.

(2. Tim. 2, 8.)

Und so Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht. Das sind die Worte, welche der Apostel Paulus dem Timotheus schreibt, um ihn in seinem Berufe zur Treue und Festigkeit, zur unverdrossenen Ausdauer aufzumuntern. Nicht jeder Streiter verdient den Namen eines Kämpfers; es giebt Leute, welche nicht ruhen können, wenn sie nicht immer etwas zu haben oder zu zanken haben. Solche Plänkelleien gehören zu den Ungezogenheiten der Menschen und haben vor Gott keine Verheißung, weil sie eine Ausgeburt der Sünde sind. Aber um der Sünde willen und um unserer Uebung willen hat der allmächtige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, der ganzen Welt eine solche Einrichtung gegeben, daß es in derselben einen beständigen Kampf giebt, sowohl in der physischen oder natürlichen, als in der moralischen Welt. Wohin wir blicken, finden wir den Kampf der Gegensätze: der Sturmwind versucht sich an dem Element des Oceans, um die Gewässer vor sich fliehen zu machen, und treibt die Meereswellen vor sich her, wie der Wolf eine Heerde Schafe. Er kämpft mit den Bäumen des Waldes, daß sie feußen, und doch: der Sturmwind muß die Räfte reinigen, und zum Wachsthum des Waldes grade beitragen. Blitz, Donner und Erdbeben sind erschrecklich anzusehen und zu hören, und doch müssen sie in Gottes Händen Werkzeuge des Segens seyn. Als der Mensch unter die Sünde gefallen war, da verordnete Gott ihm einen Kampf mit Dornen und Disteln auf dem Acker, und mit Mühe und Schweißvergießen

hatte er ferten der Erde ihr Gewächs abzuringen: aber gerade dieser Kampf war ein wohlthätiger Damm gegen die Sünde, die da desto mächtiger wird, je mehr der Mensch dem Müßiggange ergeben ist. In Gottes großer Schöpfung giebt es keinen Stillstand; Alles regt und bewegt sich, und was zu ruhen scheint, trägt die Wirkungen der Regsamkeit nur nicht äußerlich, sondern im Innern. Stillstehendes Wasser wird zuletzt so abtrocknend, daß es die Luft verpestet. Der Landmann schont nicht den Acker, sondern er zerrißt die Oberfläch-Furche vor Furche, und zertheilt die Stücken noch bis aufs Feinste mit den scharfen Zaden der Egge, bevor er Samen darauf streuet. So schont er später nicht die Garben, sondern drischt sie bis die Körner ausfallen. Aber bei allem Kampf, bei allen Gegensätzen, die sich zusammen bekriegen, giebt es zuletzt eine harmonische Auflösung, wobei auch die Disharmonien ihre Stelle finden. Also spricht der Herr, Zebaoth: Nehmet zu Ohren und höret meine Stimme, merket auf und höret meine Rede: Pflüget oder brachet oder arbeitet auch ein Ackermann seinen Acker immerdar zur Saat? Ist es nicht also? Wenn er es gleich gemacht hat, so streuet er Widen und wirft Kümmelein, und säet Weizen und Gerste, Jegliches wo er es hin haben will und Spelt an seinen Ort. Also züchtiget sie auch ihr Gott durch Recht, und lehret sie. Denn man drischt den Dill nicht mit Dreschwagen, so läßt man auch nicht das Wagenrad über den Kümmelein gehen; sondern den Dill schlägt man aus mit einem Stabe, und den Kümmelein mit einem Steden. Man mahlet es, daß es Brod werde, aber man drischt es nicht gar zu nichte; ob man auch Wagenräder und Pferde darüber treibet, so zer-

malmet man es doch nicht. Solches geschieht auch vom Herrn Zebaoth. Denn Sein Rath ist wunderbar, und führt es zur Herrlichkeit hinaus (Jes. 28, 23—29). Also Kampf ist uns verordnet und durch mancherlei Trübsale geht der Weg endlich in's Reich Gottes. Ohne Kampf keine Krone, durch Kampf geht es zum Siege. Wodurch wird Jemand ein Sieger? Ist es nicht also, daß er vorher muß kämpfen? Hiob war ein frommer Mann; Gott selbst gab ihm das Zeugniß, daß er gottesfürchtig wäre, schlicht und recht lebte und meidete das Böse; und dennoch mußte er durch viele Trübsale bewährt werden, gleich wie das Silber und Gold bewährt wird durch das Schmelzen beim Feuer. Niemand wird gekrönt, er kämpfe denn recht, sagt Paulus. Darauf kommt es also an, daß wir recht kämpfen; mag nun der Kampf so verschrieben sein als er will, mag unser Kampf sein mit den Trübsalen unseres Lebens, indgen es Versuchungen sein und Anfechtungen zur Sünde, von Seiten des Teufels, der Welt oder unseres Fleisches; mögen wir mit gottlosen Menschen zu thun haben oder mit den Beschwerden unseres Berufs in dieser Welt: unser Kampf muß immer ein rechter Kampf sein. Wir fragen uns nun: Wann kämpfen wir recht? Die Antwort lautet:

1) Wenn wir nicht unnütz kämpfen; sondern um eine gerechte Sache; auch nicht als auf's Ungewisse.

Unser Kampf muß ein gerechter sein; das kann er nicht sein, sobald wir uns unnützer Weise auf ein Kampfgebiet wagen, wo wir keinen Beruf haben. Wir dürfen uns in keine Dinge verflechten lassen, die uns nichts angehen. So dürfen wir auch ohne Ursache keinen Kampf herausfordern, ohne daß überhaupt eine begründete Ursache dazu vorhanden ist. Jeder Kampf ist mit Gefahren verbunden, und wer ohne Noth sich in Gefahr begibt, kommt leicht darin um. Jeder Mensch hat seinen Berufskreis; thut er innerhalb desselben seine Pflicht, so steht er allezeit in seinem Rechte, und Gott steht ihm treu zur Seite; weicht er von dem Boden der ihm gehört, so tritt er über seine Schranken hinaus, und steht auf einem fremden Gebiete, dem er nicht gewachsen ist, und wo er kein Recht hat. Gottes Berufungen gehen da nicht mit ihm, und er ist feindlichen Angriffen ausgesetzt; er hat nicht Weisheit genug dort sich zu bewegen und der Kampf ist kein gerechter. Aller unser Kampf und unser Ringen muß Gottes Ehre zum Zweck haben. Ist unsere eigene Ehre oder der Eigen-

nuz im Spiele, dann stehen wir schon mit jenem ungerechten Haushalter auf einer Stufe, der seines Herrn Güter zu seinem eigenen Vortheil verwandt hatte. Noch weniger darf die Sache, um welche wir kämpfen, eine sündhafte sein; wer für die Ungerechtigkeit streitet, der macht sich fremder Sünden theilhaftig, und arbeitet oder leidet für die Sache des Bösen. Welchen Trost kann der Christ haben, wenn er Trübsale oder Strafe leidet um einer bösen Sache willen. St. Petrus schreibt: „Das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott Kränkungen verträgt und unrecht leidet. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missethat willen Streiche erduldet? Aber wenn ihr um Rechtthuns willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seht ihr berufen. Sine mal auch Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollet nachfolgen Seinen Fußstapfen etc.“ (1. Petri 2, 19—25). Es ist uns ein Kampf verordnet, wie es heißt: Hebr. 12, 1. 2, wobei wir aber ablegen sollen alle Sünde, die uns anleht und träge macht, und aufsehen auf Jesum, den Anfänger und Vollender des Glaubens, welcher für die ihm vorgehaltene Freude erduldet das Kreuz und achtete der Schande nicht, und ist gesessen zur Rechten auf dem Stuhle Gottes.

Das Himmelreich ist der wahre Gegenstand, den wir als das Ziel unseres Strebens immer vor Augen haben sollen. Jede ungerechte Sache in die wir uns einlassen führt davon ab. Es ist dieser Grundsatz von der größten Wichtigkeit, zumal in unseren Tagen, wo die ganze Welt in einem großen Kampfe begriffen ist. Mancher ernste Christ ist jetzt im Zweifel, wohin er seine Kräfte wenden soll, für welche Sache, für welche Fahne er streiten soll. Wir müssen uns vor allen Dingen darüber klar sein, ob der Kampf für Gottes Ehre ist, und ob in der Fahne das Kreuz Jesu Christi als das wahre Panier geschrieben steht? Jedes Panier, das nicht diese Inschrift trägt: Jesus Christus, als Gott und Mensch, in unserm Fleisch erschienen, um unserer Sünde willen gestorben, und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt, gen Himmel gefahren und zur Rechten der Kraft Gottes von dannen Er kommen wird in Herrlichkeit zu richten die Lebendigen und die Todten, kann nicht von Gott sein. Jesus Christus sprach: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich; und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet.“ Wo wir also eine Aufforderung hören mitzuwirken an einem Kampfe, müssen wir uns diese Leute erst recht ansehen,

ob sie das rechte Bekenntniß Jesu Christi haben, und ob sie Seine Ehre und das Reich Gottes vor Augen und zum Zweck haben; wollen sie nicht für Jesum sammeln helfen, und nicht mit ihm sein, so sind es Zerstreuer, und ihre Firma ist des Teufels, mag die Sprache und die Bezeichnung der Sache noch so schön klingen.

Zu einem rechten Kampfe gehört ferner,

2) daß wir die rechten Mittel oder Waffen gebrauchen.

Es ist oftmals im Leben der Fall, daß ein Christ sich reizen läßt, fleischlicher Waffen sich zu bedienen. Es ist freilich für unser Fleisch und Blut eine schwierige Sache, bei solchen Reizungen sich immer im Zaume zu halten, zumal, wenn der Zorn durch Ungerechtigkeit herausgefordert wird. Aber es wird durch solche fleischliche Selbsthülfe nichts gebessert; denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, sondern derselbe verleitet den Menschen, Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Der Herr wurde einst in Folge Seiner wohlthätigen Werke beschuldigt, daß Er die Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, austreibe; bei dieser Gelegenheit erwiderte Er aber, es sey eine Unmöglichkeit, daß ein Teufel den anderen austreibe, indem Satan ja sonst sein eigenes Reich zerstören würde. Wer nun solche fleischliche und sündhafte Mittel und Waffen gebraucht, in der Meinung, dadurch Gutes zu wirken, täuscht sich beständig, weil er einen Teufel durch andere Teufel vertreiben will. Unser Herr sprach deshalb: Wer dir den Rock nimmt, dem wehre auch nicht den Mantel, und so dich Jemand auf den rechten Backen schlägt, dem biete auch den anderen dar. Als Petrus sein Schwert auszog, und mit fleischlicher Gewalt drein schlug, gebot Er ihm: Stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, wird durch's Schwert umkommen. So wollte Er es auch nicht leiden, daß die beiden Jünger wollten Feuer vom Himmel herabrufen auf die, welche dem Herrn die Herberge verweigerten; Er sprach: Wissen ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd? Die heil. Schrift spricht sich darüber entschieden aus; so z. B.: „Begehret nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern begehret euch selbst Gotte, als die da sind den Todten lebendig sind, und eure Glieder Gotte zu Waffen der Gerechtigkeit“ (Röm. 6, 13.); ferner: „So laßet uns ablegen die Werke der Finsterniß, und anlegen die Waffen des Lichts“ (Röm. 13, 12.); ferner: „In dem Worte der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur

Rechten und zur Linken“ (2 Kor. 6, 7.); endlich: „Denn die Waffen unserer Ritterchaft sind nicht fleischlich, sondern mächtig vor Gott, zu zerstören die Befestigungen“ (2 Kor. 10, 4.). Wir sehen aus alle diesen Aussprüchen, daß wir keinen Sieg zu erwarten haben, wo wir nicht die rechten Waffen gebrauchen. Da hingegen heißt es: „Hungert deinen Feind, so spreie ihn; düstet ihn, so tränke ihn; wo du das thust, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln“ (d. h. ihn durch Beschämung überwinden). „Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, die euch beleidigen und verfolgen; so werdet ihr Kinder des Allerhöchsten heißen.“ Wenn wir vor den Augen der Menschen auf diese Weise auch eine scheinbare Niederlage erleiden, so haben wir doch vor Gott gesiegt; haben wir aber durch unrechtmäßige Waffen oder Mittel vor Menschen gesiegt, so ist dieser Sieg eine wirkliche Niedertage vor Gottes Augen. Der Christ steht zu hoch; sein ganzer Seelen-Adel soll zu hoch stehen, als daß er sich erniedrigen könnte, zu ungerechten und fleischlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen. Jesus Christus selbst giebt uns das erhabenste Muster, und wir sind dazu berufen, in Seinen Fußstapfen zu wandeln. Der Apostel Paulus beschreibt sehr ausführlich die ganze Waffenrüstung, in der ein Christ sich beständig soll finden lassen (Ephes. 6, 10—20.). In das ganze Kapitel, welches die Allen mit Recht die christliche Hausfahne genannt haben, ist werth, daß wir es uns täglich und stündlich vorhalten. Nicht allein aber gegenüber den Menschenkindern sollen wir eine gute Ritterchaft üben, sondern überhaupt und in allen Beziehungen unseres Lebens. Auch das Ringen mit Noth und Elend, mit Mangel und Nahrungsforgen, mit leiblicher Krankheit und geistlichen Anfechtungen aller Art, gehört mit zu dem vigen großen Kampfe, der uns verordnet ist. Auch da gilt es die rechten Waffen anzuwenden, und sich vor fleischlichen Waffen und Mitteln zu hüten. Wir sind angewiesen, durch Geduld zu laufen in den Kampf, der uns verordnet ist, und aufzusehen auf Jesum. Er, als Er vierzig Tage gefastet hatte, und Ihn hungerte, nahm kein Brod aus der Hand des Versuchers, ließ sich nicht blenden durch die Reiche dieser Welt, den Satan anzubeten. Er murmete nicht, da Er litt. So sollen die Kinder Gottes von Jesum lernen, geduldig sein in Trübsal, und so Jemand leidet, zum Gebet die Zuflucht nehmen, und sagen: „Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Wie viele Christen erschlaffen in diesem Kampfe, wo

es gilt, die Noth und Trübsale durch Geduld und Glauben zu überwinden, und juchen unerlaubte Wege auf, sich selber daraus zu befreien. Es ist erlaubt, alle gerechten Mittel und Wege zu ergreifen, um frei zu werden von Noth und Bedrängniß; aber Gottes Segen kann uns nur dann begleiten, wenn unsere Wege nach Gottes Geboten und zu Seiner Ehre sind. Dann werden auch wir erfahren, daß die Engel Gottes uns umschweben, uns zu dienen. Auch hier heißt es: So Jemand auch kämpfet, wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht, und zwar in der Anwendung der rechtmäßigen Mittel. Dazu gehört aber auch,

3) daß wir mit Ausdauer kämpfen.

Die Epistel an die Hebräer sagt Kap. 12, 4.: „Ihr habt noch nicht bis auf's Blut widerstanden, über dem Kämpfen wider die Sünde.“ Das deutet auf Beharrlichkeit in unserem Ringen. Es kommt dem Kämpfenden zuletzt die Mattigkeit an; die Arme sinken kraftlos, und der Muth seht, das Werk zu vollenden. Aber auch da ermahnt uns das Wort Gottes, nicht matt zu werden in unserem Muth, und nicht abzulassen (Hebr. 12, 3.). Gott allein kann unsere Arme stärken, und Kraft verleihen den Unvermögenden. Sollen wir auf halbem Wege stehen bleiben, und den halb errungenen Sieg wieder verloren geben? Das sey ferne. Jes. 40, 28—31. heißt es: Weißt du nicht? Hast du nicht gehört? Der Herr, der ewige Gott, der die Enden der Erde geschaffen hat, wird nicht müde noch matt; sein Verstand ist unausforschlich. Er giebt dem Müden Kraft, und Stärke genug dem Unvermögenden. Die Knaben werden müde und matt, und die Jünglinge fallen. Aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen, und nicht matt werden, daß sie wandeln, und nicht müde werden. Jakob, der Erzoater, hat mit Gott gerungen, bis die Morgenröthe anbrach, und hat ihn überwunden. So sollen auch wir im gläubigen Gebete mit Gott ringen, bis die Morgenröthe Seiner Hülfe erscheint, und ihn nicht lassen, bis Er uns segnet, so daß aus dem Kämpfer Jakob, ein Sieger Israel wird. Gott will sich gern von uns überwinden lassen. Freilich wird in solchen Ringen mit Gott unsere Hülfe der fleischlichen Kraft verrenket; aber das ist auch notwendig; der alte Mensch hat kein Theil mit Gott, sondern er muß unterdrückt werden.

Paulus hält den Korinthern vor: „Ein Jeglicher, der da kämpfet, enthält sich alles Dinges: Jene also, daß sie eine vergängliche Krone empfangen; wir

aber eine unvergängliche (1 Kor. 9, 25.). Daraus geht hervor, daß man im Kampfe sich aller Dinge entledigen muß, welche uns hinderlich sind. Dem David war die Waffentrüstung Sauls hinderlich. Sie ist ein Bild fleischlicher Rüstung mit Fleisch und Blut; wir haben schon oben gesehen, wie schädlich dieselbe ist. Wer deshalb ermüdet in seinem Glaubenskampfe und im christlichen Wandel, der prüfe sich, ob er nicht vielleicht Dinge lieb hat, Gewohnheiten oder Sünden und andere Liebhabereien, welche ihm hinderlich sind. Diese Dinge müssen wegwerfen werden, sonst werden wir uns vergeblich abmühen, und das Ziel verlieren.

Endlich aber müssen wir, wenn wir gekrönt werden wollen,

4) im Namen Jesu Christi kämpfen, und im festen Glauben an ihn, und nicht in unserm eigenen Namen.

Unser Kampf in dieser Welt ist ein Kampf des Glaubens; denn so ermahnt St. Paulus: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben (1 Tim. 6, 12.). Er selbst konnte am Ende seiner Laufbahn von sich sagen: Ich habe einen guten Kampf gekämpft; ich habe den Lauf vollendet; ich habe Glauben gehalten. Hinfort ist mir beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, welche mir der Herr an jenem Tage, der gerechte Richter, geben wird; nicht mir aber allein, sondern auch Allen, die Seine Erscheinung lieb haben. Darin gerade besteht unsere Kraft, daß wir nicht in unserem eigenen Namen und auf eigene Hand streiten und kämpfen in dieser Welt, sondern im Namen, im Auftrage und in der Vollmacht Jesu Christi. Unser Kampf ist der Kampf Christi; unsere Sache ist Christi Sache. Warum konnte David den Riesen Goliath überwinden? Weil er zu ihm ging, nicht mit Schwert, Spieß und Schild, sondern im Namen des Herrn Jehoah. Der Philister hatte dem Zeuge Israels Hohn gesprochen, dem Zeuge des Volkes Gottes, darum ging er in den Zweikampf mit ihm. Das aber kann nur im Glauben geschehen. Der Glaube ist allezeit der Sieg, der die Welt überwunden hat und noch überwindet. Ist unsere Sache aber Gottes Sache, so stehen uns auch die Schatz- und Rüstklammern Gottes zu Gebote; dann kämpfen wir in Seinem Dienste, und Gottes heilige Engel sind mit uns. Es giebt freilich sehr viele Räthsel für uns in dieser Welt, die wir nicht zu lösen im Stande sind; die Wege der Vorsehung Gottes sind oft so unbegreiflich dunkel, daß viele fromme Christen gerade dabei irre und

muthlos geworden sind; sie haben den Glauben verloren, und ihre Waffen des Kampfes weggeworfen. Aber dennoch sollen wir im Glauben ausharren, wenn wir auf unserem Pilgerwege auch mitunter hart geprüft werden. Ich will dem lieben Leser anstatt aller weiteren Erklärung hier eine kurze Geschichte erzählen, die mir einst von einem nun schon im Herrn entschlafenen lieben Freunde mitgetheilt wurde.

Einst saß ein christlicher Kaufmann, welcher durch Leiden schwer geprüft war, in seinem Stübchen auf dem Sopha, und dachte über die wunderbaren Wege der Vorsehung nach. Er betrachtete sein hartes Geschick, das ihn verfolgte, trotz aller seiner Gerechtigkeit und Treue. Er hatte gesehen und gehört, daß der gottlose Wucherer ungehindert den frommen Armen als seine Beute verschlang, daß hoffnungsvolle Kinder in ihrer Blüthe dahinstarben, und Bösewichte ungehindert das Laster übten. Er war so tief in seine Betrachtungen versunken, daß er nichts mehr hörte und sah, was um ihn vorging. Er fühlte sich erbittert im Geiste, und murrte innerlich über die Wege Gottes. Kann Gott gerecht seyn, wenn Er solches Alles zuläßt? Er könnte es doch leicht hindern, wenn Er allmächtig ist, und wenn Er gütig und liebreich wäre, müßte er es hindern. Da dänkte es ihm, als klopfte es an der Thür, und auf seinen Ruf trat ein Mann herein. Als der Kaufmann ihn nach seinem Begehre fragte, erwiderte der Fremdling: Freund, du hast dich vermessene, die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung zu tadeln und zu meistern; ich bin gesandt als ein Engel Gottes, dich vom Wege deiner Verirrung wieder zurück zu führen; komm, folge mir. Willig nahm der Verirrte Hut und Stoc, und folgte dem Fremden, bis sie durch viele Straßen und Gassen endlich in's Freie gelangten.

Ihr Weg führte sie durch Wald und Feld, bis sie in einer fremden Stadt anlangten. Dort lehrten sie in einem Gasthose ein, wo sie den Wirth in ungemein fröhlicher Stimmung fanden. Als sie denselben um die Ursache seiner Freude fragten, zeigte ihnen dieser einen silbernen Becher, welcher ihm an dem Tage von seinem Nachbar zum Geschenk als Zeichen ewiger Freundschaft war verehrt worden. Der Wirth erzählte den Gästen, daß er mit diesem seinem Nachbar seit zwanzig Jahren in Feindschaft gelebt, und in mancherlei Prozesse sey verwickelt gewesen, nun aber sey vollkommene Veröhnung zu Stande gekommen. Bald entrierten sich die beiden Gäste und kamen durch ein anderes Thor wieder in's

Freie. Als sie wieder den Saum eines Waldes erreicht hatten, zog der Fremdling, welcher sich für einen Engel des Herrn ausgegeben hatte, jenen Becher aus der Tasche, den unser Mitreisende bald als das Geschenk und Eigenthum des gedachten Wirthes wieder erkannte. Entrüstet riß er sich deshalb von seinem Begleiter los, und jagte: Du willst ein Engel Gottes seyn? Du willst mich aus dem Irrthum meiner Gedanken befreien? Mit Nichten! Ein Dieb taugt nicht zum Geschäft der Engel, ich rathe Dir, laß ab von mir, ich will nichts mehr von Dir wissen! Der fremde Mann blieb ruhig, steckte den Becher ein und erwiderte: Komm nur mit, Du sollst noch größere Dinge sehen, und dann magst du thun was du willst! Der Kaufmann ließ sich überreden, ihm noch weiter in den Wald zu folgen. Hier erreichten sie bald eine armselige Strohhütte, in welcher ein altes graues Ehepaar saß und weinte. Man fragte nach der Ursache ihres Grams, und nun erfuhren die Reisenden, daß diese alten Leute einst sehr glücklich und begütert gewesen waren, zuletzt aber durch Betrüger alle das Ihrige eingebüßt, so daß sie diese einsame Stätte des Waldes als Zuflucht aufgesucht hätten, und lebiglich von der Varmherzigkeit anderer Menschen lebten. Man schenkte ihnen ein Almosen und ging weiter. Als sie eine gute Strecke weiter gegangen waren, deutete der Engel auf die Hüfte zurück, und siehe, sie brannte lichterloh; die alten Leute standen dabei, und man sah, daß sie händeringend der Verzweiflung nahe waren. Der mehrgenannte Engel machte seinem Begleiter begreiflich, daß er die Hütte angezündet habe. Wiederum wollte dieser sich von Ersterem losreißen; doch es gelang demselben, den Unwilligen noch einmal festzuhalten. Nach mancherlei Reden und vielen Kreuz- und Quergängen gelangten sie an ein freundliches Häuschen; sie lehrten ein und fanden ein junges glückliches Ehepaar, welches sich zwar mit Arbeit beschäftigte, aber dabei ab und zu mit einem etwa 7 jährigen Knaben ungemein zärtlich war. Kaum hatte der Vater ihn geherzt und gelüßt, so war die Mutter schon wieder eifersüchtig, und riß ihm denselben weg, um auch ihrerseits das Kind mit Zärtlichkeiten zu überhäufen. Der angebliche Engel bat dann die glücklichen Eltern, ihren Knaben auf etliche Schritte mitzuführen, um sie wieder auf den richtigen Fußpfad nach der nächsten Ortschaft zu führen. Das wurde mit Freuden bewilligt. Der Weg führte über einen Waldstrom; nur ein schmaler Steg diente als Brücke. Der Knabe war voran, hinter ihm der Engel, dann folgte der Begleiter. Als sie auf der Mitte der

Brücke standen, warf der Fremdling das Kind in den Strom; die wilden Wellen verschlangen dasselbe und in einem Wirbel sah man es unterinken, ehe der Kaufmann dasselbe retten konnte. Nunmehr war derselbe aber entschieden sich darüber klar, daß sein Führer kein Engel Gottes seyn konnte; sondern er nannte ihn geradezu einen Engel Satans, einen Abgesandten der Hölle. Als er nun nicht mehr zu bewegen war, noch weiter mitzugehen, stand der Fremdling still und sah seinen Begleiter scharf an, indem er ihn also anredete: Höre, Du Menschenkind, ich will nun nicht mehr in Dich eindringen, mir noch weiter zu folgen, obgleich ich Dir noch größere Dinge würde gezeigt haben. Du hast Dich vermessen die wunderbaren Wege und Rathschlüsse Gottes zu meistern, und den großen Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt zu tadeln. So wisse denn, daß du thöricht gehandelt hast, so zu thun. Du bist entrüstet und voll Zorn, daß ich jenem Wirthe den Becher genommen habe, aber siehe er ist vergiftet; sein Nachbar ist falsch und boshaftig, und gedachte den leichtgläubigen und ehrsüchtigen Mann dadurch zu tödten; denn derselbe würde vor Freuden noch heute daraus getrunken haben, Gott aber wollte ihn beim Leben erhalten. Jene alten Leute im Walde, deren Hütte ich verbrannte, haben zwar eine betrübte Stunde erlebt; doch dieser Verlust wird weit überwogen durch einen reichen und kostbaren Schatz an Geld, welchen sie schon jetzt auf der Brandstätte werden gefunden haben, indem sie bemüht sind, auf derselben umzugraben und die Hütte wieder aufzubauen. Sie sind reichler als zuvor und können ihre Tage in Ruhe und Frieden beschließen. Was aber endlich jenes arme Kind betrifft, welches in den Wellen seinen Tod fand, so wisse, daß die beiden Eltern durch ihre thörichte und übertriebene Zärtlichkeit schon auf dem raschen Wege waren, ihren Sohn in der Erziehung dermaßen zu verderben, daß er in seinem zwölften Jahre schon aus Bosheit würde Vater und Mutter ermordet haben. Gott wollte aber Beide, Eltern und Kind, vor fernerer Sünde und dem großen Unheil ihrer verkehrten Erziehung bewahren, und es war im Rathe Gottes beschloffen, das Kind von hinnen zu nehmen. Willst Du nun aber mir nicht mehr weiter folgen, so kehre in das Bewußtseyn des Wadens zurück. Hier faßte der Führer seinen Begleiter fest an der Schulter und schüttelte ihn, indem er laut rief: Wache auf!

Der Kaufmann erwachte, und befand sich noch in seinem Zimmer auf dem Sopha. Er hatte nur geträumt. Sept durchdrang ihn ein heiliger Schauer; denn ob-

gleich Alles nur Traumgesicht war, so erkannte er doch im Lichte desselben alle seine Irrthümer. Nie hat er seitdem wieder über Gottes Wege gemurrek. Wir aber wollen auf unserer Christenreise des Wortes eingedenk bleiben: „Des Herrn Rath ist wunderbar, aber Er führt es herrlich hinaus.“

Zur Geographie des heiligen Landes.

(Fortsetzung.)

Es war nach neun Uhr, da wir endlich weiter ziehen konnten. Wäre der Tag nicht so sehr heiß gewesen, wie viel lieber hätte ich neben unsern Muckern (Maulthiertreibern) zu Fuß her laufen mögen, als reiten auf diesen breiten Sätteln, die viel eher einem platten Tische als einem Sattel gleichen und auf denen nur der Orientale, mit untergeschlagenen Beinen, bequem sitzen kann. Dabei haben die Thiere weder Zaum noch Gebiß, mit denen der Reiter sie regieren könnte, so daß ein geborener Fußgänger, wie ich es bin, mit einem Gefühl des Unbehagens, ja des geheimen Grauens sich in der Gewalt und Macht eines Thieres sieht, das ohne Rücksicht auf alles menschliche Bedenken mit ihm auf schmalen Felsenrändern, an Abflürzen hingehet, welche dem Auge nicht wohlgefallen.

Jenseits des Hügel, auf dem die vermuthliche Stätte von Bahurim war, unten im Thale kommt man zu einem kleinen Brunnen, der schwerlich auch für die heißere Jahreszeit Wasser enthalten mag. Man sieht da an den Seiten des Weges noch einzelne Getreidefelder, deren Aehren aber sehr dünn stehen und von der Hitze wie verjengt aussehen. Ein neuer Höhenbamm ist zu übersteigen, dann gelangt man zu einem anderen Quell, der ein klares frisches Wasser in reichlicher Menge ausströmt und das frische Grün des Thales tränkt. Das Gemäuer des Brunnenhauses scheint von neuerer (Türkischer oder Sarajenischer?) Bauart, wie wir dergleichen in Kleinasien gesehen hatten. Unsere Mucker (Maulthiertreiber) tränkten da ihre Thiere, auch wir stiegen ab und erquickten uns an dem frischen Quell so wie an dem Meine, von welchem uns die guten Väter des Griechischen Klosters erst gestern einen ziemlichen Vorrath für die Reise zugesendet hatten. Es war erst jetzt Zeit mit der Reisegesellschaft in Gespräch zu kommen, denn die Maulthiere, die Niemand lenkt noch leitet, gehen, wie es ihnen einkömmt, bald nahe, bald fern von

einander. Wir hatten einen neuen Gefährten bekommen: einen Französischen Missionar, der gewöhnlich in Damaskus und am Libanon unter den Maroniten lebt; einen lebhaften, eifrigen Mann, der uns manche interessante Mittheilung über Damaskus und seine Bewohner machte. Der Weg geht von dem erwähnten Brunnen aus noch eine Stunde weit im Thale hin, das an einzelnen Stellen üppig grünt, dessen Abhänge aber meist dürr und öde sind. Jene Halme der Getreidearten, welche da zum Theil ohne menschliche Kunst und Hülfe aufgegangen waren, namentlich die Gerste, näherten sich schon der Reife, oder hatten diese, an vorzüglich dürrten Orten, schon erreicht; es war jedoch eine Reife von unerfreulicher Art, denn die Ähren waren überaus klein und ihrer nur wenige in den Aehren.

Ich habe kaum eine grausenhaftere, meiner Natur widerwärtigere Gegend gesehen und durchreist, als die war, durch welche wir zwischen dem Ende jenes Thales und der Anhöhe vor der Ebene von Jericho kamen. Die Wüste des Peträischen Arabiens und Aegyptens gleicht, mit ihren Sandmassen und vereinzelt Felsen, einem Todtenacker, voller, zum Theil bedeutungsvoller Leichensteine, über den der Wanderer ohne Grauen hingehet; die Landschaft aber, die in der Mitte zwischen Jerusalem und Jericho liegt, gleicht einem Sterbebette, auf welchem der letzte Funke des Lebens mit dem Tode ringt und immer am Auslöschen ist, ohne doch zum Abscheiden kommen zu können; was das Nötheln eines Sterbenden, der noch hart mit dem Ersticken kämpft, für das Ohr, das ist die Gestalt und Farbe der armseligen Gewächse und hungernden Thierlein, die dort hinschmachten, für das Auge. Dazu fühlt sich hier die Brust, in der Mittagshitze, wie durch die heißen Dünste eines Ziegelofens beengt und beschwert. Kurz nach Mittag, mithin, wenn wir den Aufenthalt beim Brunnen abrechnen, etwa nach zwei und einer halben Stunde Weges von Bethanien aus, stiegen wir steil am Abhange des Kreidefalkgebirges hinan, auf dem sich dicht am Hohlwege ein runder Feuerstein von ungemeiner Größe (Lüdeshöhe) zeigte. Gegen zwei Uhr kamen wir an mächtigen, offenbar von Menschenhand zusammengetragenen Steinhäufen, dann an den Resten einer Wasserleitung und an anderen Ruinen vorüber. Sie führen den Namen „el Akaba“ (das enge) oder auch, wie das benachbarte Thal, Adomim (Adummim). In dem jetzigen, wasserlosen Zustande des Landes möchte die Frage schwer zu beantworten seyn, woher jene Wasserleitung ihr Wasser

genommen und wohin sie es gebracht habe. Von hier an führte uns der Weg, dessen Richtung im Ganzen östlich blieb, hinab in ein enges Thal, das den Namen des Nordthales führt. Es ist dasselbe, in welchem in älterer wie in neuerer Zeit öfters Reisende und Pilgrime von Räubern überfallen und ausgeplündert, ja selbst erschlagen wurden, dasselbe, in dem neuerdings auch Hanniter angefallen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Begräbnißplätze der alten Hebräer und anderer Völker.

(Fortsetzung.)

Andererseits war der Jöraelit, im Tode wie im Leben, Mitglied seiner Familie, welche ihr abgezeichnetes Ganzes ebenfalls in sich bildete, und ein Familien- Ereigniß wie der Tod, und das damit zusammenhängende Begräbniß eines Familiengliedes, war nur Sache der Familie. Es ergiebt sich daraus der natürliche Wunsch, wie bei den Ervätern Abraham und Jakob, selber ein Stück eigenen Bodens zu besitzen, um darauf ein Familien-Begräbniß einzurichten. (Siehe 1. Mos. 23, 4—20. und Kap. 31, 19. 20.)

Nach Jos. 24, 32 erhellt es klar, daß auch der Aker Salob, den er für 100 Groschen von den Kindern Demors gekauft hatte, zum Begräbniß-Platz diente. Das Merkwürdige dabei ist, daß wir hier in diesen letzteren beiden Schriftstellen das älteste Zeugniß davon finden, daß nämlich der Begräbnißplatz sich anreihet an den Ort der Anbetung Gottes, gerade so wie die Christen von je her ihre Todten gern in den Gewölben der Kirche und auf dem Raum, der die Gotteshäuser umgiebt, beizusetzen pflegten. Ein Beweis, daß der Glaube an die Gemeinschaft der Heiligen, auch der Entschlafenen mit den Lebenden, uralt ist. Die gemeinsamen Begräbniße später an einander gereiht, wurden zu größeren, geräumigen Grüften, mit Zellen, Nischen, Repositorien, und man war zur Anlegung derselben auf einen Boden angewiesen, der eine natürliche Decke für die Gruft hergab. Deshalb finden wir diese Begräbnißgrüfte in den Felsen. In den früheren Zeiten des Nomaden-Lebens bestimmte man zu diesen Begräbnißen irgend einen geeigneten Punkt in dem Bezirke, den man mit seinen Heerden zu beziehen pflegte. Auch als die Hebräer allmählig an festen Wohnplätzen mehr sesshaft wurden, hatte wohl die Errichtung eines solchen Familien-

grabes auf dem Erbtheile des Familiengutes regelmäßig keine Schwierigkeiten, so lange die Erbschaften nur klein waren, und den einzelnen Familien größere Flächen zu Gebote standen. (Joh. 24, 30. Richt. 3, 32. Kap. 16, 31. 2. Sam. 2, 32.) Als aber größere Städte entstanden, wo das Bestehen der Einwohner sich jetzt nur auf ihre Häuser beschränkte, mußte man sich bei der Wahl der Begräbnisstätten auf die etwa zu denselben gehörigen Gärten und Höfe beschränken, in welchen man zur Beisehung der Todten eigene Gebäude errichtete, oder man mußte sie wohl gar in die unterirdischen Räume der Häuser selbst aufnehmen. Da dies nun aber zu viele Beschwerden mit sich brachte, so verlegte man die Begräbnisse außerhalb der Städte an geeignete Plätze. Hier waren es nun am liebsten die Felsenwände, in welche man Höhlen ausbaute. So hatte der reiche Rathsherr, Joseph von Arimathea sich eine solche Felsengruft zum Erbegräbnis in seinem Garten bauen lassen, in welcher unter Heiland bestattet wurde (Matth. 27, 57—60). Diese Sitte reichte über alle Länder, die sich an die arabische Halbinsel anschließen, bis selbst nach Persien. Man findet dort die Grabhöhlen in den senkrechten Felsen oft so hoch angebracht, daß, um sie zu ersteigen, so große Mühseligkeit und Geschicklichkeit dazu gehört, wie Wenige sie haben. (Vergl. Joh. 22, 16.) Oft liegen sie bis 300 Fuß hoch, und sind also vor wilden Thieren und Mäubern sicher, und ihre mit Bildwerken verzierten Außenseiten sind weit hin zu erkennen. Die großartigsten Felsengräber Vorderasiens befinden sich in der ehemaligen Hauptstadt Basmä's der merkwürdigen Felsenstadt Seta, welche unter dem griechischen Namen Petra bekannt ist, in dem jetzt i. a. Wadi Musa.

Wo man ebenen Boden zu Grabhöhlen benutzte, grub man erst senkrecht in die Erde, um einen vertieften Hof zu gewinnen; sodann grub man von der Sohle des Hofes seitwärts in eine der Seitenwände desselben das Grab ein. Zu dem Hofe führte man einen sich allmählig vertiefenden Eingang, und verwahrte ihn durch ein Thor. Solche Gräber finden sich bei Jerusalem in großer Zahl; besonders die Felsenwand des Thales Schemon, welche dem Berge Zion gegenüber liegt, ist ganz mit solchen Grabhöhlen besetzt. Aber auch an der Ostseite der Stadt, im Thale des Kidron, geben viele Gräber in den Fuß des Oelberges ein. Im Norden von Jerusalem, wo ebener Boden ist, finden sich auch Gräber der zweiten Art. Hier finden sich auch an einem Abhange die großartigen Gräber Jerusalems, die man für die in der Bibel erwähnten Königsgräber hält, und die aus vielen weitläufigen Gängen, mit seitwärts eingehenden Grabkammern, bestehen. (2. Kön. 9, 28. 2. Chron. 21, 20. Kap. 28, 27. Kap. 32, 33.)

Die einzelnen Gräber bestehen hiezuweilen aus einer, oft aus mehreren Kammern, welche durch Thüren getrennt sind. Zum Tragen der Leiche hat man auch wohl Felsenpfister stehen lassen. In den Seitenwänden der Kammern befinden sich nun die Nischen, in welche die Leichname mit ihren Särgen eingeschoben wurden. Fernere Leute pflegten die Leichen auch wohl bloß in leinene Lächer seit eingewickelt, ohne Säрге hineinzuschleppen.

Die wahren hebräisch-judäischen Königsgräber waren in der Königsburg auf Zion selbst. (1. Kön. 2, 10. Kap. 11, 43. Kap. 14, 31. Kap. 15, 3.) (S. Uppich. 2, 29.) Die Eingänge zu den Grabhöhlen sind meistens niedrig, und wurden mit einem schweren Steine, den man beim Ausbauen des Grabes selbst zu gewinnen suchte, zugemauert. Beim Einsetzen in das Grab mußte dieser, die Thür vertretende Stein, erst weggewälzt werden.

Nach diesen Mittheilungen wird man manche Bibelstellen erklärlich finden. So sieht man auch leicht ein, wie nach Marc. 5, 3, der Besessene seine Wohnung in Gräbern haben konnte. Inschriften an Gräbern waren bei den Hebräern nicht üblich, wohl aber Bildhauer-Arbeit. Nur eine einzige Inschrift hat man zu Jerusalem gefunden.

Glaubens- und Tugendlehre in Beispielen.

31. Ein armenischer Christ in Constantinopel, zwelundzwanzig Jahre alt, trank bei einem Gastmahl zu viel, und wurde im Kaufhause von seinen Trinkgenossen bezogen, seinen Glauben zu verleugnen, und ein Muhammedaner zu werden. Sobald er wieder nüchtern geworden war, bemächtigte sich seiner wegen dieses Schrittes die bitterste Reue. Aber wie konnte er wieder gut machen, was geschehen war, da er nach dem Geleze das Leben verwirft hatte, wenn er vom Islam zum Christenthum zurückkehrte? Von Schaam und Reue geprengt, verbrachte er sich zwei Monate lang in seiner Wohnung; aber länger konnte er seine Gewissensqualen nicht aushalten. Er eilte zu einem katholischen Missionare, der zu Constantinopel sich aufhielt, und bat um Trost und Rath. Dieser rief ihm Stadt und Land zu verlassen. „Königt, antwortete der Jüngling, würde ich das gethan haben, wenn meine Flucht das gegebene Vergerniß auslöschten könnte. Nein, ganz Constantinopel war Zeuge meines Abfalls, so soll es auch Zeuge meiner Buße und Besserung werden. Mein Entschluß ist gefaßt, ich lege die türk. Kleidung wieder ab! Man wird mich als abgefallenen Wüthemann erkennen, und öffentlich hinrichten; aber der Tod allein ist es auch, womit ich mein Verbrechen büßen, und mein gegebenes Vergerniß tilgen kann!“ — Der Missionar stellte ihm vor, Gott fordere dieses Opfer nicht, sondern nur wahre Reue und Zerfäulniss des Herzens, sein Entschluß könne eine Verurtheilung sein, auch sei der Tod in der Nähe fürchtbarer als in der Ferne, überbleib würde ihm vielleicht ein grausamer Martertod bevor. Gestatten hörte dies der Jüngling an, bat aber nur seine Reichte anzuhören, und das heilige Abendmahl ihm zu reichen; nur dies wünschte er noch zuvor zu empfangen, ehe er seine Verurtheilung öffentlich bekannt mache. Da konnte der Missionar nicht mehr länger zweifeln, daß sein Entschluß von Gott sei. Mit heißen Thränen der Reue und Bekümmert der Jüngling seine Sünden, empfing das h. Abendmahl, und wurde von dem Missionar mit der Ermahnung entlassen, in seinen Reden doch ja die Sanftmuth und Vorsicht nicht zu vergeffen, um die Türken nicht durch über-eilte Ausrüde zu erbittern. Der Jüngling begab sich von da in die Waarenhalle, erließ seinen Schuldnern ihre Schulden, und brachte seine Angelegenheiten in Ordnung. Aus Freundschaft und Mitleiden mit seiner Jugend bat und beschworen ihn die türkischen Handelsleute, von seinem Vorzuge abzusehen, oder doch sich verborgen zu halten. Aber er antwortete: „Ich weiß kein höheres Glück als für den Glauben zu sterben, den ich so treulos verläugnet habe.“ Dies hörten einige dabei stehende Soldaten, gaben ihm Strohle auf den Kopf, daß das Blut auf allen Seiten herabströmte, und schleppten ihn ins Gefängniß. Mit fröhlichem Angesichte, daß alle Befragenen erkannten, trat er in den Kerker, und brachte die ganze Nacht im Gebete zu. Am andern Morgen besuchten ihn mehrere Türken, um ihn durch Versprechungen und Drohungen von seinem Vorhaben abzubringen, aber er beharrte bei seinem Entschlusse, selbst als er vor dem Großvezier erscheinen mußte. Gerührt von seiner Jugend und liebenswürdigen Gestalt, hatte dieser ihn vergebens durch das Versprechen hoher Aemter und Einkünfte zu gewinnen gesucht. Der Jüngling dankte für diese Güte, und sprach: „Wie kann alles Gold und alle Ehre der Welt vor den ewigen Strafen mich schützen?“ Da drohte der Minister mit dem Tode. „Viele Gnade allein wünsche ich und erblicke ich mir!“ antwortete der junge Held. Sogleich gab der Großvezier den Befehl, ihn zur Richtstätte zu führen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm der Sultan, der ihm noch größere Versprechungen machen ließ. Aber der Christ blieb standhaft, und bekannte Christum frei vor der Welt. Mit völliger Ruhe und gen Himmel gerichteten Blick empfing er den Todesstrich.

Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinen himmlischen Vater. Wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Matth. 10, 32—33.

(Glasers Erzähl. a. d. Reiche Gottes.)

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.
Zur Belehrung und Erbauung.

N. 49.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. — Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Botenlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Einige Stücke der wahren Kirchenbuße und
ihre Früchte.

(Zweite Advents-Betrachtung über Hosea 14.)

Es ist eine ausgemachte Sache, daß die hl. Adventszeit eine Vorbereitungszeit ist. Aber wozu? Auf die leibliche Geburt Jesu Christi, d. h. Seine Zukunft in's Fleisch können wir uns nicht mehr vorbereiten; sie liegt hinter uns. Das heilige Weihnachtöfest lehrt aber alljährlich wieder, nachdem die vier Advents-Wochen vorangegangen sind. Der Preis und die Lobgesänge aber, welche das Fest verherrlichen, gelten dieser großen That Gottes, daß Er aus Liebe Seinen Sohn hat lassen Mensch werden. Es ist gewiß heilsam, daß wir uns zu einer so herrlichen Festfeier auch ernstlich vorbereiten, damit wir auf würdige Weise vor Gottes Angesicht erscheinen können. Aber weiter hinaus soll unser Blick dringen, hinaus über die Fluren von Bethlehem und Juda; nach Osten hinüber sollen wir schauen, und zwar gen Himmel, von dannen wir warten unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi; nicht abermals in Bindeln gewickelt und in einer Krippe liegend, sondern in Seiner Herrlichkeit, als König aller Könige und Herr aller Herren.

Dahin richtet auch unser heutiges Evangelium, als am zweiten Advents-sonntage, unsern Blick, und der Herr ermahnt darin, uns würdig vorzubereiten auf den großen Tag, damit wir würdig seyn mögen, zu entsicheln dem Allen, das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn. Wie sich der einzelne Christ vorbereiten sollte, durch Reinheit des Herzens und heiligen Sinn, sagt der Herr mit wenigen Worten:

„Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Schwelgerei und Trunkenheit und mit Sorgen dieses Lebens, und komme dieser Tag schnell über euch“ etc. Wir sollen uns aber auch als Gottes Volk, als eine Gesamtheit ansehen, als das geistliche Israel, die Kirche Christi. Und insofern muß unsere Buße auch eine Gesamtt-Buße, eine Kirchenbuße seyn, weil es auch Kirchensünden gegeben hat. Einige von denen werden uns nun im Propheten Hosea im 14. Kapitel vorgehalten. Wir wollen mit wenigen Worten untersuchen, wie diese Worte des Herrn für die christliche Kirche fruchtbar seyn können.

„Belehre dich, Israel, zu dem Herrn deinen Gott; denn du bist gefallen um deiner Missethat willen. Nehmet Worte mit euch, und belehret euch zu dem Herrn; und sprecht zu Ihm: Vergieb uns alle Sünde, und nimm es für gut; so wollen wir opfern die Farren unserer Rippen.“ (H. 2, 3.)

Also das ganze Israel wird hier angeredet, das Volk Gottes in seiner Gesamtheit, welches ein Vorbild ist von der Kirche, von der Christenheit.

Wir müssen es erkennen und bekennen vor dem Herrn, daß wir gefallen sind um der Missethat willen, bekennen, daß die Kirche nicht mehr in ihrer Einheit, auch nicht in der ursprünglichen Reinheit ist. Nehmet Worte mit euch, heißt es. Und welche Worte sollen wir mit uns nehmen? Worte der aufrichtigsten Reue; sie werden uns ja in den Mund gelegt: Vergieb uns unsere Sünden, und nimm es für gut. Das freilich wird der Kirche, das wird den einzelnen Confessionen aber sehr schwer, auszusprechen. Ja, als einzelne Seelen, sagt man; haben wir wohl freilich Alle geündigt; da fehlen wir

weis vorhanden, daß es die Absicht des Titus war, die Stadt in Vann zu erklären und sie ewigem Untergang zu weihen. In der That verfuhr die Römer hiaweilen so mit eroberten Städten. Der Pflug wurde über die Trümmer gezogen als ein Symbol der Entweihung, und sie durften dann nimmer wieder aufgebaut werden. Allein über Jerusalem ward nie auf diese Weise der Stab gebrochen; kein Pflug wurde über seine Ruinen geführt, wie hiaweilen erzählt worden ist; kein abergläubischer Fluch hing an seinem einstigen Wiederaufbau. Iosephus, der Augenzeuge und Theilnehmer aller jener Auftritte der umständlich die Ereignisse und Folgen der Belagerung beschreibt, schweigt gänzlich über irgend eine Entweihung dieser Art. Das Gerücht ist wahrscheinlich erst in neueren Zeiten entstanden, indem man eine Nachricht aus der Zeit Hadrians mit den Ereignissen, welche unter Titus vorfielen, verwechselt hat.

Die Zerstörung Jerusalems, wie schrecklich sie auch immer sein mochte, war dennoch nicht eine gänzliche. Iosephus erzählt ausdrücklich, daß auf Titus Befehl die ganze westliche Stadtmauer und die drei Thürme Hippicus, Phajelus und Mariamne stehen geblieben seien. Die ersteren zum Schutz der Truppen, die hier in Garnison blieben, und die letzteren als ein Denkmal für die Nachwelt von der Stärke der Befestigungen, welche die römische Tapferkeit bezwungen habe. Bei seiner Abreise ließ Titus hier die ganze zehnte Legion als Belagerung und außerdem mehrere Schaaren Reiterei und Fußcohorten. Für diese Truppen und ihr Gefolge müssen Wohnungen geblieben sein; und es ist kein Grund da, vor auszusetzen, daß solchen Juden, welche keinen Theil an dem Kriege genommen und vielleicht auch Christen verbotten worden wäre, ihre Wohnung zwischen den Trümmern aufzuschlagen, so weit es ihre Bedürfnisse erfordern mochten. Auf der andern Seite ist jedoch die Behauptung des Eusebius ohne Zweifel übertrieben, wenn er, um eine Weissagung des Zacharia*) zu erklären, versichert, daß die Stadt von Titus nur halb zerstört worden sei. Die Bemerkung des Hieronymus, daß es fünfzig Jahre lang nach ihrer Zerstörung noch Reste der Stadt gegeben, liegt wahrscheinlich der Wahrheit näher. Dieß stimmt auch mit andern spätern Berichten überein.

Während eines halben Jahrhunderts nach der Zerstörung erwähnt die Geschichte Jerusalems nicht. Unter

Trajan (regierte von 97 bis 117 nach Chr.) hatten sich die Juden in Aegypten empört, und waren wieder unterjocht worden. Ihm folgte Hadrian, der den größten Theil seiner Regierung damit zubrachte, die Provinzen seines Reiches zu bereisen. In Palästina muß er um das Jahr 130 gewesen sein, bis zu welcher Zeit, mit unbedeutenden Ausnahmen, die Juden sich ruhig verhalten zu haben scheinen, obwohl sie ohne Zweifel nur auf eine günstige Gelegenheit warteten, um das drückende römische Joch abzuwerfen und ihre nationale Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Der Kaiser mußte wohl den herrschenden Zustand der Gemüther wahrnehmen und es war natürlich, daß er Vorsichtsmaßregeln traf, sich die Treue und Ruhe der Provinz zu sichern. Darunter gehörte, daß er den Ueberrest der Juden in Colonien nach verschiedenen Gegenden zerstreute, besonders längs der nördlichen Küste von Afrika. Eine andere Maßregel, wichtiger in ihren Folgen, war der Wiederaufbau Jerusalems zu einer Festung, um der ganzen jüdischen Nation dadurch einen Zaum anzulegen.

Dieser Entschluß Hadrians wird von dem Geschichtschreiber Dio Cassius (lib. LXIX. c. 12.) als die Ursache des darauf erfolgten Aufstandes und Krieges der Juden angegeben, die es nicht hätten ertragen können, daß Fremde in ihrer Stadt wohnten, und daß fremde Götter darin aufgestellt worden. Der Kirchenvater Eusebius dagegen erzählt (hist. eccl. IV., 6.), daß die Stadt von Hadrian nach dem Aufstande aufgebaut worden und die Colonie erst nach der nochmaligen Unterwerfung der Juden gegründet worden sei. Beide Erzählungen können leicht in Einklang gebracht werden. Wahrscheinlich hatte der Bau der Festungswerke schon begonnen, als die Empörung ausbrach, und nachdem diese unterdrückt war, wurde er wieder aufgenommen und vollendet.

Die Unternehmung dieses Festungsbaues war demnach das Signal für die Juden, in offenen Aufstand auszubringen sobald der Kaiser den Orient verlassen hatte; wahrscheinlich ungefähr im Jahre 132. Die lange unterdrückte Wuth des Unmuthes und des Hasses brach nun in eine Flamme aus, die sich verzehrend und mit schrecklicher Verheerung über Land und Volk ausbreitete. Führer in diesem Kriege war der berühmte, geheimnißvolle Barcochba (d. h. Sohn eines Sternes). Zuerst war das Glück ihm günstig. Die Juden von Palästina strömten seiner Fahne zu; auch die Christen suchte man zu gewinnen. Da sie jedoch sich weigerten, den Juden sich anzuschließen, wurden sie nachher mit entschlicher

Grausamkeit behandelt. Er scheint Jerusalem sehr bald in Besitz bekommen zu haben. Dieß geht aus der darauf folgenden Wiedereinnahme der Stadt durch die Römer hervor, und es scheint auch, daß Münzen, von denen noch einige vorhanden sind, von ihm in der heiligen Stadt geschlagen worden. Die Römer nahmen den Aufstand anfänglich leicht, und schätzten die Anstrengungen eines verachteten Volkes gering. Erst als der Geist der Empörung unter den Juden des ganzen Reiches um sich griff und (wie Dio sich ausdrückt) die ganze Welt in Bewegung gesetzt ward, erwachte Hadrian aus seiner Unthätigkeit. Die anführerischen Juden hatten bereits von 40 besetzten Plätzen und 985 bedeutenden Dörfern Besitz genommen. Der Kaiser sammelte jetzt Truppen von verschiedenen Seiten und ergriff Maßregeln, den Krieg mit Ernst zu führen. Er schickte seine besten Hauptleute nach dem empörten Lande, rief seinen ausgezeichnetsten Heerführer Julius Severus aus Britannien zurück, und stellte ihn an die Spitze der Truppen im Orient. Der Kampf war lang und blutig. Die Juden waren zahlreich und fechten mit dem Muthe der Verzweiflung. Julius griff ihre Schaaren an, schnitt ihnen ihre Vorräthe ab, und es gelang ihm so, zwar langsamer, allein mit desto geringerer Gefahr ihre Kräfte zu erschöpfen, und sie endlich ganz zu zerstören.

Seltam ist es, daß die Belagerung und Einnahme Jerusalems durch die Römer während dieses Krieges nirgends ausführlicher beschrieben worden ist; selbst die Rabbinen sagen nichts von der Belagerung und erwähnen nur die Entweihung des Tempelberges. Zwar mußte Jerusalem für die Juden einer der wichtigsten Punkte sein, und anderseits mußte der römische Krieger vorzugsweise nach der Gewinnung dieser Stadt streben. Dieselbe bildete aber nicht, wie in dem Kampfe unter Titus, den Schauplatz der letzten entscheidenden Ereignisse. Diese fanden vielmehr statt durch die Einnahme der Festung Bether, die nicht fern von Jerusalem gelegen haben soll, über welche aber nichts Gewisses mehr bekannt ist. Dort endete der erfolglose blutige Versuch der Juden sich aufs neue ihre Unabhängigkeit zu erringen im 18. Jahr der Regierung Hadrians, 135 Jahre nach Chr. Geburt. Nach dem Falle von Bether leistete wahrscheinlich Jerusalem selbst keinen bedeutenden Widerstand mehr. Tausende der gefangenen Juden wurden als Sklaven verkauft. Bei der Terabinthe zu Hebron wurde Markt gehalten; es sollte diese Terabinthe noch aus den Tagen Abrahams, von dem Hain Mamre herkommen,

und sie war zugleich Denkmal aus alter Zeit, Gegenstand abgöttischer Verehrung selbst der Heiden, und Mittelpunkt für den Volkswertehr zu Handel und Markt. Der Ueberrest der Juden, die bei Hebron und in der Stadt Gaza nicht verkauft werden konnten, wurden nach Aegypten in die Sklaverei abgeführt. Ein Befehl des Kaisers unterjagte von nun an den Juden, der heiligen Stadt sich auch nur zu nähern; Wachen wurden aufgestellt um jeden Versuch mit dem Tode zu bestrafen.

Nach den jüdischen Schriftstellern, denen auch Hieronymus beifolgt, wäre nach der Einnahme Jerusalems zum Zeichen der bleibenden Entweihung durch den römischen Statthalter Titus Annius Rufus der Pflug über die Stätte des Tempels gezogen worden. Dem widerspricht jedoch die Thatfache, daß Hadrian auf dem Tempelberge dem Jupiter ein Heiligtum errichtete, und daß Julian, der eifrige Beschützer des alten Aberglaubens in allen Formen, zweihundert Jahre später die Juden ermunterte, den Wiederaufbau ihres Tempels zu unternehmen, was heides nicht denkbar ist, wenn diese Stätte auf die bezeichnete Weise feierlich einer ewigen Verödung wäre übergeben worden. Ueberhaupt lag es mehr im Plane Hadrians, Jerusalem und seine heiligen Stätten dem Glauben der Juden zu entziehen, und sie in heidnische Weise umzugestalten. Es wurde daher eine römische Colonie nach Jerusalem geführt und der Stadt die Benennung Colonia Aelia Capitolina gegeben, nach dem Vornamen des Kaisers Aelius Hadrianus und zu Ehren des Jupiter Capitolinus, dessen Altar jetzt an der Stelle des jüdischen Tempels stand. Der Ort ward nun in jeder Hinsicht eine römische und heidnische Stadt; Jupiter ward zum Schuttpott Jerusalems gemacht und Bildsäulen wurden dem Jupiter und der Venus errichtet auf Stellen, die späterhin für die Stätten der Kreuzigung und der Auferstehung sind ausgegeben worden. Die Stadt wurde überdies besetzt.

Von nun an war das alte Jerusalem nur unter dem Namen Aelia bekannt, und Münzen mit der Inschrift COL. AEL. CAP. (Colonia Aelia Capitolina) aus der Zeit von Hadrian bis auf Justinian ungefähr im Jahr 250 sind noch jetzt vorhanden. Der Name Jerusalem kam außer Gebrauch, und ward in der That bis zu einem solchen Grade vergessen, daß als ein Märtyrer in Casarea unter Maximin Jerusalem seinen Geburtsort nannte — er meinte jreilich das himmlische Jerusalem —, der römische Statthalter Firmilianus fragte, „Was das für eine Stadt sei, und wo sie liege?“ Zu der Zeit des

*) Zacharias 14, 2. Und die Hälfte der Stadt wird gefangen weggeführt, und das übrige Volk wird nicht aus der Stadt ausgerottet werden.

Kaiser Constantin kam der alte Name wieder in Gebrauch, doch blieb daneben auch noch der Name Aelia in Uebung, und noch im J. 536 kommt die Benennung Aelia in den Verhandlungen einer Synode vor, welche in Jerusalem selbst gehalten wurde.

In der Geschichte Jerusalems bietet die Zeit von Hadrian bis Constantin fast eine vollständige Lücke. Die Christen hatten sich seit der Zeit des jüdischen Aufstandes entschieden von den Juden abge sondert, und während den letzten bei Todesstrafe verboten war, sich Jerusalem zu nähern, scheint es, daß die ersten ohne besonderes Hinderniß von Seite der Römer darin wohnen durften. Vermuthlich war es zu dieser Zeit, daß die frühere Christengemeine von Jerusalem, die sich insgeheim vor der Belagerung durch Titus nach Pella über den Jordan zurückgezogen haben soll, sich wieder in der neuern Stadt niederließ, und, um so viel als möglich jeden Schrein des Judenthums von sich zu entfernen, ihren Bischof Marcus und seine Nachfolger aus den Heidenchristen wählte. Von Marcus bis Macarius, zu der Zeit Constantins, werden 29 christliche Bischöfe in Jerusalem aufgezählt, von denen übrigens nur wenig bekannt ist. Von Narcissus, im Anfang des dritten Jahrhunderts unter Severus, wird berichtet, daß er Wunder gethan habe; sein Nachfolger Alexander gründete eine Bibliothek in Jerusalem, welche zu Eusebius Zeiten; beinahe hundert Jahre später noch vorhanden war. Jedoch sowohl diese beiden Bischöfe als auch die übrigen Christen waren beständigen Verfolgungen ihres Glaubens wegen, ausgesetzt, und überhaupt existirte die christliche Kirche in Jerusalem und überall nur durch Duldung.

Die Strenge gegen die Juden scheint während dieses ganzen Zeitraums von beinahe 200 Jahren nicht nachgelassen zu haben; sie waren verbannt aus dem Lande ihrer Väter und selbst das gemeine Fremdenrecht war ihnen auf seinem Boden ver sagt. Erst seit den Tagen Constantins wurde es ihnen wieder vergönnt, sich der heiligen Stadt zu nähern und einmal im Jahre sie zu betreten, um über den Trümmern ihres alten Heiligthums zu weinen.

Unter dessen hatte das Christenthum in Palästina selbst und in andern Theilen des römischen Reiches sich immer mehr ausgebreitet, und die Christen — namentlich in den übrigen Provinzen, schauten sich, die heilige Stadt zu schauen und die Spuren so mancher großer Ereignisse und geheiligter Erinnerungen. Schon im dritten Jahrhundert ist von zwei solchen Pilgerschaften die Rede:

eine verrichtete Alexander, damals Bischof in Cappadocien, der nachher der Nachfolger des Narcissus in Jerusalem ward, und die andere ein Frauengeminer. Im Anfang des vierten Jahrhunderts waren diese Pilgerschaften allgemeiner geworden; denn Eusebius schreibt ungefähr um das Jahr 315 von Christen, die nach Jerusalem von allen Enden der Welt kamen.

Die Bekehrung des Kaisers Constantins war ein weltlicher Triumph für das Christenthum, das nun die Staatsreligion wurde. Die Hindernisse, die sonst den Wallfahrten nach der heiligen Stadt im Wege gewesen, waren nun hinweggeräumt. Die Zahl der Pilger wuchs, und ein Beispiel von bedeutendem Einfluß ward den Gläubigen durch Helena, die Mutter des Kaisers, gegeben. In einem Alter von beinahe achtzig Jahren, doch mit jugendlich frischem Geiste machte sie sich im Jahr 326 selbst nach Palästina auf, um die heiligen Stätten zu besuchen und Gott für das Glück ihres Sohnes und ihres Hauses zu danken. Nachdem sie ihre Andacht an den vermeintlichen Stellen der Geburt und Himmelfahrt verrichtet, ließ sie, durch die Freigebigkeit ihres Sohnes unterstützt, prächtige Kirchen an den nämlichen Stellen erbauen, d. h. eine in Bethlehem und eine auf dem Delberge; beide wurden nachher durch reiche und kostbare Geschenke von Constantin selbst ausgeschmückt. Sie kehrte nach Constantinopel zurück und starb dort kurz darauf, 327 oder 328 nach Chr. Geb.

Unter dessen erwachte, wie Eusebius uns berichtet, nach den mit dem Concilium zu Nicäa verbundenen Vorgängen, im Kaiser Constantin selbst der Wunsch, nicht ohne eine göttliche Ermahnung, ein rühmliches Werk in Palästina zu verrichten, indem er den Ort der Auferstehung unseres Herrn verschönerte und heiligte. Denn bis dahin hatten — nach demselben Schriftsteller — „frevelhafte Menschen, oder vielmehr das ganze Geschlecht der Dämonen durch dieselben, alle Kräfte gebraucht, dieß glorreiche Denkmal der Unsterblichkeit der Finsterniß und der Vergessenheit zu weihen.“ Sie hatten — so wird erzählt — das Grab mit Erde bedeckt, die sie von anderswoher hergebracht, und darüber einen Tempel der Venus errichtet, um darin den unreinen Dienst dieser Göttin und ihre unheiligen Gebräuche zu feiern. Alle diese Hindernisse ließ nun Constantin wegräumen und das heilige Grab reinigen. Er begnügte sich nicht damit, sondern er befahl einen prächtigen Tempel oder ein Bethaus über und um das Grab zu bauen. Ein Brief über diesen Gegenstand an den Patriarchen Macarius

ist von Eusebius aufbewahrt worden. Er spricht darin von der kürzlichen frudigen Entdeckung des „Zeichens (oder Denkmals) der allerheiligsten Passion des Erlösers, das so lange Zeit unter der Erde verborgen gewesen sei.“ Er betrachtet diese Entdeckung als ein Mirakel, das hinreichend zu feiern, ja selbst zu begreifen, über die Fähigkeit der Menschen gebe. — Die Kirche ward im dreißigsten Jahre der Regierung Constantins 335 n. Chr. Geburt beendet. Bei dieser Gelegenheit wurde durch den Kaiser ein großes Concilium von Bischöfen aus allen Provinzen des Reichs zusammenberufen, erst in Tyrus, dann in Jerusalem. Unter ihnen war auch Eusebius, welcher Theil an den Feierlichkeiten nahm und mehrere öffentliche Reden in der heiligen Stadt hielt. Die Stelle, wo der Tempel gestanden, scheint Constantin nicht berücksichtigt zu haben, denn am Ende des vierten Jahrhunderts stand die Reiterstatue Hadrians nach dem Zeugnisse des Hieronymus noch auf der alten Tempelstätte. Dagegen gab Constantin Befehl, eine Kirche an der Stelle der Terebinthe von Mamre zu errichten, d. h. an dem Orte, wo Abraham gewohnt, und wo, wie man glaubte, der Heiland zuerst seine Gegenwart in Palästina kund gegeben.

Dies ist der Bericht, welchen Eusebius als Zeitgenosse und Augenzeuge von der Errichtung der Kirchen in Palästina durch Helena und ihren Sohn Constantin gibt. Nicht ein Wort, nicht ein Wink, aus dem der Leser die Vermuthung schöpfen könnte, daß die Mutter des Kaisers den mindesten Antheil an der angeblischen Entdeckung des Grabes oder Erbauung einer Kirche über demselben gehabt. Allein, dieß war das Zeitalter sowohl religiöser Leichtgläubigkeit als legendenhafter Uebersetzung und Erfindung, wenn nicht gar frommen Betrugs; und dieses Stillschweigens des Vaters der Kirchengeschichte in Betreff der Helena wurde durch seine Nachfolger reichlich ersetzt. Alle Schriftsteller des folgenden Jahrhunderts erzählen wie aus einem Munde, daß die Mutter Constantins gleich von vorn herein von einem lebhaften Verlangen getrieben worden sei, das heilige Grab und das geweihte Kreuz, an welchem der Erlöser gestorben, aufzufinden. Eine göttliche Eingebung hatte ihr die Stelle gezeigt. Bei ihrer Ankunft in Jerusalem forschte sie fleißig bei den Einwohnern. Allein die Nachforschungen waren unsicher und schwierig zufolge der Hindernisse, durch welche die Heiden sich bemüht hatten, die Stelle unkenntlich zu machen. Nach Beseitigung derselben ward das heilige Grab entdeckt, und an seiner Seite drei Kreuze

samt der Tafel mit der Inschrift, die Pilatus gemacht hatte. Doch nun erhob sich eine andere Schwierigkeit: wie sollte man herausfinden, welches von den dreien das wahre Kreuz Christi war? Dem Patriarchen Macarius, der zugegen war. fiel ein sicheres Mittel ein. Eine vornehme Frau von Jerusalem lag an einem unheilbaren Uebel krank. Die Kreuze wurden ihr nach einander dargereicht. Die beiden ersten brachten keine Wirkung hervor; allein bei der bloßen Anrührung des dritten öffnete sie die Augen, bekam ihre Kräfte wieder, und sprang vollkommen gesund vom Bette auf. So erzählen die Berichte aus einer Zeit, die bedeutend später ist, als das angebliche Ereigniß selbst, aber doch noch früh genug, um in das „graue christliche Alterthum“ zu fallen. Was sagen unsere blinden Verehrer der „ernsten alten Christenzeit“ zu diesen handgreiflichen Lügen, zu diesen niedrigen Kunstmitteln frommen Betrugs? Mag unsere Zeit in vieler Beziehung hinter der ältern Vergangenheit zurückstehen, das ist denn doch wahr, daß in unsern Jahrhunderten keine Kirchenbehörde ihre erfolglosen Erfindungen für Gottes Offenbarung ausgeben und Tausende anbeten lassen vor dem Betrage, den sie selber geschmiebet.

In Folge dieser Entdeckung — so berichten die ältern Kirchenschriftsteller — ließ Helena eine prächtige Kirche über der Stelle erbauen, wo die Kreuze gefunden worden waren. Die nämlichen Schriftsteller erzählen auch von der Errichtung der beiden Kirchen zu Bethlehem und auf dem Delberge durch dieselbe. Immerhin ist es möglich, daß Helena an der Nachsicherung und Entdeckung des heiligen Grabes einigen Antheil gehabt, und daß ihr Sohn durch ihre Vorstellungen bewogen wurde, eine Kirche zu errichten, die denn auch auf diese Weise ihr kann zugeschrieben werden. Der oben erwähnte Brief des Kaisers an Macarius scheint fast auf einer solchen Voraussetzung zu beruhet.

Wie dies auch sein mag, und unerachtet des Stillschweigens des Eusebius scheint doch kaum eine geschichtliche Thatsache besser beglaubigt zu sein, als diese angebliche Auffindung des wahren Kreuzes. Alle Geschichtschreiber des folgenden Jahrhunderts erzählen einstimmig die Umstände davon, und schreiben sie der Helena zu. Dieß ist jedoch noch nicht alles.

(Fortsetzung folgt.)

Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-West-Afrika.

Unter dieser Aufschrift enthält das „Engl. Missions-Magazin“ herausgegeben von Dr. A. Dierker, eine gewiß für die Leser der Morgenreihe interessante Mittheilung:

Durch einen unter jenen Negern arbeitenden Missionar sind die Mittheilungen hierher gekommen, und wir finden darin einen Ueberrest jener früheren Nachrichten, die etwa bis zur Zeit des Thurnbauers zu Wabel in der hl. Schrift erzählt sind. Da von diesem Zeitpunkte an auch Afrika erst bevölkert werden konnte und dort kein weitere Kunde von späterer göttlicher Offenbarung gekommen sein mag, so finden wir sie dennoch in unsern Zeiten im Besitz jener Ueberlieferungen, obwohl verunstaltet und verzerrt. Wenn diese Ueberreste gereinigt würden, wie es nach Gottes Aussage geschehen wird, so sind auch bei den heruntergekommenen Völkern immerhin Anknüpfungspunkte für das Evangelium vorhanden.

Wie es Schreiber dieses interessant war, die „Ideen“ jener Otschi-Neger zu lesen, so wird es ebenso vielen Andern sein, die entweder sich keine Vorstellungen von jenen fernem Heidenvölkern machen können, oder nur solche, mit denen sie an der völligen Befreiung derselben hat verweisen könnten.

Gener Missionar schreibt: „Unter den Negern dieses Landes herrscht die Sitte, daß die Alten an den Abenden das heranwachsende Geschlecht um sich versammeln und den jungen Leuten erzählen von dem, was sie selbst von ihren Vätern gehört haben. In solchen geschlossenen Kreisen werden die zahlreichen Sprüche und alle Sagen über Gott, über die Entstehung der Welt, die Hölle etc. vertragen. Der Zweck solcher Mittheilungen ist, die jungen Zuhörer zu belehren und für das Leben brauchbar zu machen. Aus diesen mündlichen Ueberlieferungen, welche so von Vater auf Kind und Kindeskinde sich vererben, schöpft das Volk somit seine religiösen Ideen. Den letztern liegt nun allerdings da und dort eine historische Thatfache zu Grunde, und sie schließen je und je eine Wahrheit, wenn auch dürftig und unvollständig, in sich; insofern sind sie für den Missionar nicht ohne Werth. Außerdem erscheint aber der Kreis ihrer religiösen Vorstellungen, im Vergleich mit den Religionsystemen höher gebildeter heidnischer Völker, so armenhaft und kindlich, daß es kaum der Mühe werth scheint, sich mit der Erforschung und Sammlung dieser Ueberbleibsel zu befassen. Um so stärker aber tritt uns dabei die Thatfache entgegen, wie tief sich selbst überlassenes Volk, von dem buchstäblich Knapp's Wort gilt:

„Seit Jahraufenden ist ihnen kein Evangelium erschienen.“

„Kein gnadenreicher Morgenstern etc.“

von seinem Gott sich verirren, und in die Untiefen des elendesten Heidenthums versinken kann. Das Wort „Fetisch“, von dem portugiesischen feisso, ein Stroh, bezeichnet sonst überhaupt beliebige Gegenstände, welche bei den unentwickelten Völkern Afrikas, Australiens und Sibiriens göttliche Verehrung genießen. Der Fetisch-Dienst ist die niedrigste Stufe des Heidenthums, und die Art dieser Verehrung ist so roh, wie der Stoff, aus dem die Heiden bestehen. Doch scheint hier auch die Antetung der Geister darunter mit begriffen zu sein.

Wenn der geistliche Zustand eines Volkes zu beklagen ist, das nichts empfangen hat, was soll man dann von dem geistlich versunkenen Zustande eines Volkes sagen, das Alles empfangen hat? Wir lassen nun eine Reihe der merkwürdigsten dieser Sagen etc. hier folgen.

1. Gott und die Entstehung der Welt.

Als Gott die Welt schuf, so sagen die Otschi-Neger, begann er seine Arbeit am Sonntag, und war damit fertig am Freitag. Am Samstag schuf er nichts, sondern gab (nach einer anderen Sage) den Menschen ein Geis. Bei seinem Schaffen beobachtete

er folgende Ordnung. Er schuf zuerst die Menschen, unter diesen das Weib vor dem Manne, dann die Thiere, Bäume, Pflanzen, Steine etc. Die Menschen wurden erst nach ihrer Erschaffung in die Welt (wryase = das, was unter der Sonne ist) gebracht. Als die ganze Welt fertig war, machte er die Fetische zu seinen Sprechern und Unterbeamten, und gab ihnen Macht über Leben und Tod der Menschen. Wenn Jemand Böses that, so lösten sie ihn in Gottes Auftrag tödten; bittet der Uebelthäter aber sofort um Verzeihung, und sucht mit Darbringung eines Opferthieres ihre Günstigkeit, so haben sie solches anzunehmen, und dem Betreffenden die nachgeordnete Günstigkeit bei Gott auszuwirken.

Hören wir eine weitere Sage: Gott sandte Ddomantama und Borebore mit dem Auftrage aus, die Welt zu erschaffen. Sie schickten sofort sich an, Gottes Auftrag auszuführen. Sie durchzogen alle Lande, und bewegten sich nach allen Richtungen hin; für sie giebt es weder Morgen noch Abend; kein Schlaf kommt in ihre Augen; sie wissen nicht, was man unter Schlaf versteht; ihr Leben und Leben ist fortwährende Bewegung, und fesselt sich bewegend, erschaffen sie alle Dinge. Endlich kommen sie auch zum schwarzen Meere; diesen fragen sie, woher er sei; er sei ihnen ja bei ihrem Schaffen noch nie unter die Augen gekommen. Er besetzt sich als eines ihrer Geschöpfe. Nachdem sie sich einige Zeit mit ihm unterhalten, machen sie Meere, weiter zu geben und ihr Schöpfungs-werk fortzusetzen. Der Meere aber lobet sie ein, mit ihm zu essen, und da der Tag zur Neige geht, bei ihm zu übernachten. Sie entgegneten, daß sie vom Schlaf nichts wüßten, sondern nur von fortgehender Bewegung. Der Meere aber bestimmt sie durch seine Ueberredungskunst doch einmal das Schlafen zu versuchen. So essen und trinken sie, und begeben sich darauf zur Ruhe. Der Schlaf aber ist für sie so etwas Erquickendes, daß sie demselben die folgende Nacht auch noch widmen; ihres Auftrags und gelassen sie sich wieder an die Ausführung ihres Auftrags und gelangen endlich auf die Küstenebene, in's Ozean. Dort trennen sie sich: Borebore entließ sich, in's Innere Afrikas, und zwar in das sogenannte Donko-Land sich zu begeben, während Ddomantama den Plan faßt, nach Europa zu gehen. Ersterer im Donko-Land angekommen, erdacht dort Erzeugnisse, die allein in Afrika heimlich sind, kommt aber von Zeit zu Zeit nach Akwapene, bringt Kleider mit sich und veranlaßt die Einwohner des Landes, um ihnen die Erzeugnisse der dortigen Kunst zu zeigen und zum Kauf anzubieten. Das Volk geräth beim Anblick der schönen Dinge, in deren Besitz Borebore ist, beinahe außer sich vor Verwunderung. — Inzwischen hatte Ddomantama Afrika verlassen. Am Meeresstrand angekommen, schlägt er mit seinem Rucksack in's Wasser; dieses theilt sich, und er gelangt trockenen Fußes nach Europa. Hier erdacht er alle Dinge. Nach nicht langer Zeit, — siehe, da kommt das Schiff Ddomantama's an die Goldküste West-Afrikas zurück. Kanonen werden abgefeuert. Noch nie hat man zuvor in Afrika so etwas gehört. Das Aufsehen und Erwidern eines Feuers war in einem Augenblicke zum Gemeingebrauch. Schnell verbreitet sich die Kunde von der Ankunft des Ddomantama. Boote fahren zum Schiff und der Inhalt desselben wird gelandet; zuletzt kommt Ddomantama nun selbst an's Land. Das Volk ist von weißer zusammengedrängt und Ddomantama legt seinen Reichthum zur Schau. Wohl hatte Borebore dem Volke aus dem Innern Afrikas vieles gebracht, und dadurch Staunen und Bewunderung erregt, aber mit Ddomantama hält Borebore keinen Vergleich aus. Alle möglichen Produkte waren da zu sehen, unter ihnen auch ein eigenthümliches Wasser. Ddomantama ladet die Leute ein zu trinken. Der erste trat herzu und trank ein volles Glas aus, und als er getrunken, fiel er zu Boden und lag als todt. Darüber war alles Volk auf's Höchste verwundert. Aber Ddomantama befahl, den Mann mit reinlichem Wasser am ganzen Leibe zu waschen. Dies geschah und sofort wurde der Todtgeblauete wieder lebendig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.

Zur Belehrung und Erbauung.

Nr. 50.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. — Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Hutentlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Die geehrten Abonnenten werden freundlichst ersucht, die Bestellung der Morgenröthe bei Ihren Postämtern oder resp. Buchhandlungen für das nächste Quartal frühzeitig genug anzumelden. In Berlin nehmen alle Zeitungs-Expediteure sowie die Haupt-Expedition, Fädenstraße 28 1 Tr., Bestellungen an.

Die Expedition.

Die Werke Christi sind der Beweis Seiner Gegenwart in der Kirche.

(Dritte Advents-Betrachtung über Matth. 11, 1—16.)

Bist Du der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? So lautete die Frage des Täufers Johannes an den Herrn Jesus nach dem heutigen Evangelium. Anstatt aller Antwort hieß der Herr die Voten ihm einfach berichten, was sie sahen und hörten, nämlich die Werke, die Er verrichtete. Von diesen Werken hatten die alten Propheten geweissagt, und sie waren das untrügliche Kennzeichen, daß Jesus wirklich der Christus ist, und dazu erschienen wäre. Unser Herr führt an mehreren Orten Seine Werke an, als den Beweis, daß er der Sohn Gottes ist, und vom Vater ausgegangen sey. Er sagte: „Die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst. Der Vater aber, der in mir wohnt, derselbige thut die Werke. Glaubet mir, daß ich im Vater bin, und der Vater in mir ist; wo nicht, so glaubet mir doch um der Werke willen.“ (Joh. 14, 10. 11.) So auch heißt es: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht. Thue ich sie aber: glaubet doch den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollt; auf daß ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich in Ihm.“

(Joh. 10, 37, 37.) Und wiederum heißt es: „Ich habe ein größeres Zeugniß, denn Johannis Zeugniß; denn die Werke, die mir der Vater gegeben hat, daß ich sie vollende, dieselbigen Werke, die ich thue, zeugen von mir, daß mich der Vater gesandt habe.“ (Joh. 5, 36.) Also die Werke Christi waren das Zeugniß, welches größer war, als das, was Johannes der Täufer für ihn abgelegt hatte; und Er bezeichnet sie als die Werke des Vaters, welcher in Ihm ist. Diese Werke aber wirkt Christus noch fort und fort, da, wo Er durch Seinen heil. Geist in Seiner Kirche Glauben antrifft; denn also heißt es Joh. 14, 12—14: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: wer an mich glaubet, der wird die Werke auch thun, die ich thue, und wird größere denn diese thun, denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne. Wenn ihr etwas bitten werdet in meinem Namen, so will ich's thun.“

Welches waren denn nun die Werke, auf welche besonders unser Herr den treuen Zeugen Johannes aufmerksam machte? Es waren folgende: „Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Diese Werke hat unser

Herr aber auch verheißt, daß sie innerhalb Seiner Kirche, d. h. von denen, die an Ihn glauben, verrichtet werden sollten; ja sogar sollten sie noch größere thun; denn, sagte Er, ich gehe zum Vater. Von dort her, von der Rechten des Vaters aus, hat Er den Tröster gesandt, den heil. Geist, welcher in der Kirche Seine Werke wirkt, und zwar durch die, welche an Ihn glauben.

Unser Herr hat nun aber auch gesagt, daß Er bei uns ist alle Tage, bis an der Welt Ende, obgleich Er den Himmel gefahren ist, und sitzt zur rechten Hand Gottes; dennoch macht Er Wohnung bei uns durch die Einwohnung Seines Geistes, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Indem wir nun diese kostbaren Verheißungen Gottes in Händen haben, tritt uns zugleich aber manches andere Wort des Herrn entgegen, was uns wieder ängstlich und furchtsam machen könnte. Zu den Zeichen der letzten Zeit rechnet nämlich unser Herr auch das; Es werden falsche Christen und falsche Propheten aufstehen, und sprechen: ich bin Christus! und werden Viele verführen. Wenn man dann zu uns würde sagen: Siehe, hier ist Christus, oder da ist Christus, so sollen wir's nicht glauben. Oder wenn man sagen wird: er ist in der Kammer, dann sollen wir nicht hinein gehen. Diese Warnungen sind allerdings gar wichtig, und sollten von uns nicht leichtsinnig in den Wind geschlagen werden. Johannes der Täufer nahm die Sache auch sehr ernsthaft, und ließ deshalb bei dem Herrn selbst entschieden anfragen: Bist Du Christus, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten?

Während nun aber viele Christen der letzten Zeit auf diese Warnung hören, und die Ermahnung, ja sorgfältig zu prüfen, beherzigen, kommen doch gar Manche in die entgegengelegte Lage, wo sie bei ihrer Prüfung den Herrn gerade verwerfen, wo sie Seine Gegenwart erkennen sollten; und wiederum: sich falschen Geistern in die Arme zu werfen, statt sie entschieden von sich zu weisen.

Wie vortrefflich kommen uns nun da die wahren Kennzeichen zu Hülfe, welche uns in unierem heutigen Evangelium durch den Herrn selbst, von Seiner Gegenwart angegeben werden. Es ist das Zeugnis Seiner Werke, welche Er da wirkt, wo Er zugegen ist in irgend einer kirchlichen Thätigkeit. Wir wollen sie nun kurz nach einander betrachten.

1. Die Blinden sehen. Die leibliche Blindheit ist ein Bild geistlicher Blendung und Verfinsternung. Der Herr öffnete den Blinden die leiblichen und geistlichen

Augen zugleich. Da wo Christus in der Kirche gegenwärtig ist, läßt Er noch jetzt die Zeichen folgen denen, die da glauben, wie verheißt ist Marc. 16. Es ist ein großes Wunder, eine mächtige That, durch die Macht Jesu Christi und durch Glauben, einen Blinden sehend zu machen; und doch hat Er verheißt, daß Die, welche an Ihn glauben nicht nur dieselben, sondern noch größere Werke thun sollen. Und welches sind denn die größeren Werke? Wir brauchen uns nur zu fragen, welches Uebel von zweien das größere ist: leibliche oder geistliche Blindheit? Wir kennen Leute, die des natürlichen Augenlichts entbehren, aber dabei geistlich sehen, in Christo Jesu selig sind, selig im glaubensoollen Anschauen Gottes. Dagegen kennt man geistlich-Blinde, Verblendete, welche ihre Ehre in der Schande suchen, welchen die göttliche Weisheit eine Lächerlichkeit ist, und die elenden Feinde dieser Welt für ihr Glück, das wahre, ewige Heil aber für Elend halten. Welches Uebel ist nun größer und gefährlicher für Zeit und Ewigkeit? Die Antwort ist wohl nicht schwer. Die Heilung der geistlichen Blindheit ist also schon Eines von den größeren Werken; da ist Christus auch vermögend, durch die, welche an Ihn glauben, die geistliche Blindheit zu vertreiben und zu heilen, indem Er durch Seinen heil. Geist die Seelen erleuchtet; und das ist ein Kennzeichen für Christi Gegenwart und Seine Wirklichkeit. In der Offb. Joh. Cap. 3, 17. 18. redet der Herr zu den Laodicäern, als zu solchen, welche geistlich-Blinde waren: Du sprichst: ich bin reich, und habe gar satt, und bedarf nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Ich rathe dir, daß du Gold von mir kaufest, das durch's Feuer geläutert ist, (d. h. die göttliche Wahrheit,) daß du reich werdest; und weiße Kleider, daß du dich antheilst, und nicht offenbar werde, die Schande deiner Blöße; und Augenjalbe, zu salben deine Augen, daß du sehen mögest. Kein Mensch ist im Stande die Unerleuchteten zu erleuchten, wenn er nicht selber von Jesu Christo erleuchtet wird durch den heil. Geist. Der Herr nannte die Pharisäer und Schriftgelehrten „blinde Blindenleiter;" mag auch ein Blinder einem Blinden den Weg zeigen? Werden sie nicht Beide in die Grube fallen? Demnach sollen wir das als ein untrügliches Zeichen ansehen, daß Jesus da gegenwärtig ist in Seiner Wirklichkeit, wo die geistlich-Blinden sehend werden, wo die Seelen die wahren Aufschlüsse bekommen, über sich selbst und über die göttlichen Rathschlüsse; wo wahre göttliche Erkenntnis verbreitet wird über das göttliche

Wort und über die Verhältnisse Gottes zu der Welt; wo vor allen Dingen das kundlich große und gottselige Geheimniß der göttlichen Liebe erkannt wird: „Gott offenbaret im Fleisch.“

Die wahre Augenjalbe, welche wir uns dazu kaufen sollen, ist die Salbung des heil. Geistes. Diese ist theuerlich in keiner Apotheke zu haben; wohl aber zu haben vom Herrn selbst. Gerade die, welche aber meinen, sie seien sehend, die sind blind. Darum sollten wir dorthin immer unierem Blick richten, wo der heil. Geist durch Sein Licht mächtig ist; denn kein Blinder vermag einen Blinden den Weg zu weisen. Dieses Zeichen dürfen wir erwarten, als Eines von denen, welche mit der Wiederkunft Christi in Verbindung stehen. Das Kennzeichen, ob es ächt ist, das ist, wenn es zur Verherrlichung Gottes geschieht, welcher geoffenbaret ist durch Christum im Fleisch.

2. Die Lahmen gehen. Ein Lahmer ist unfähig seine Glieder gehörig zu gebrauchen, sey es zum Gehen mit den Füßen, oder zum Wirken und Schaffen mit den Händen. Da, wo weltliche und fleischliche, irdische und selbstsüchtige Gesinnung herrschend geworden ist, da findet sich auch geistlicher Weise diese Steifheit und Unbeholfenheit im christlichen und gottseligen Wandel; da ist Schlafheit und Trägheit in der Erfüllung der göttlichen Gebote, und Unlust und Schwäche im Kampfe gegen die Anläufe des Teufels und der Sünde. So steht es im Allgemeinen in der vermittelten Christenheit. So aber kann und darf es nicht bleiben bei der Zukunft unseres Heilandes Jesu Christi. Die Kirche soll Ihn ja empfangen, wie eine geschmückte Braut, und da ist es zu erwarten, daß die Verheißungen Gottes erfüllt werden, nach welchen die Lahmen sogar Leute machen sollen; d. h. dem Teufel die Seelen entreißen helfen, aus seinen Stricken. Die Lahmen sollen läden wie ein Hirsch. (Jes. 25, 6.)

Es ist das sichere Kennzeichen der Gegenwart Christi in Seiner Kirche: da, wo Er durch Seinen heil. Geist wirksam ist, da strömt auch geistliches Leben aus auf Seine Glieder; da werden die fleischlichen Fesseln und Banden des alten Menichen zerrissen, da entsteht neues regjames Leben, frische Thätigkeit der brüderlichen Liebe; da fährt man auf mit Flügeln, wie Adler, man läuft und wird nicht müde, man wandelt und wird nicht matt. Die müden Knie und die lässigen Hände werden aufgehoben in frischer Thätigkeit, und man tappet nicht mehr wie ein Blinder und strauchelt nicht wie ein Lahmer, sondern lernt gewisse Tritte thun. Wo sich dieses Kennzeichen

findet, da geht es sicher von Christo Jesu aus; da ist kein falscher Christus, kein falscher Prophet; da ist Christi Geist und Sinn. Der Teufel heiligt nicht den Menichen, sondern er zerstört und verdirbt die Seelen. Wer da prüfen will, der untersuche es, daß der Teufel die Menschen schnell macht im Böse thun; aber im göttlichen Sinne kann er keine Lahmen wandelnd machen.

3. Die Ausläßigen werden rein. Der Ausläß, wie wir schon früher gesehen haben, in der Betrachtung des ausläßigen Sprers Naeman, ist ein Bild der heraus tretenden Sünde und Bosheit des inwendigen Menichen. Da wo Christus durch die Wirklichkeit Seines Geistes gegenwärtig ist, verschwindet auch der geistliche Anschlag. Die Kraft welche von Ihm ausgeht, macht verstummen alle Bosheit und Lästerung, Stolz und Heuchelei; allen Horn, Jan, Zwietracht, Haß und dgl. Christus greift den inwendigen Menschen an; die Zucht Seines Geistes und die Kraft Seines Wortes ist ein scharfes zweischneidiges Schwert, und durchdringt Seele und Geist, Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken. Ist der inwendige Mensch gerichtet und geheiligt, dann verschwindet der Ausläß außerhalb von selbst. Solches Werk thut aber der Hölle nicht; das ist nur Gottes Werk; und wenn wir dergleichen Thaten erblicken, können wir gewiß seyn, daß es Christus ist, der sich aufgemacht hat in Seiner Kraft; es ist gewißlich Der, der da kommen soll, und kein Anderer.

4. Die Tauben hören. Der geistlich-Taube hört nicht auf die Stimme Gottes; weder auf das Wort der heil. Schrift, noch auf das Wort der Predigt noch auf die Stimme Gottes im Gewissen, noch auf die Mahnung durch die Schicksale des Lebens. Solche Christen sind (nach Ps. 58, 5. 6.) wie eine taube Otter, und wie eine Schlange, welche ihr Ohr verstopft vor der Rede ihres Zauberers, der wohl beschwören kann. Da aber, wo Jesus ercheint in Seiner Kirche, in der Kraft Seines Geistes, rüst Er das Gehörtham! und das geistige Ohr wird sich öffnen. Die, welchen nichts davon verständiget war, dieselbigen werden mit Lust merken. Das ist das Werk Christi; denn der Teufel kann und will solches nicht thun; sondern er verstopft die Ohren vielmehr gegen alle göttliche Mahnung und Tröstung.

5. Die Todten stehen auf. Geistlich-Todte sind solche, welche durch geistlichen Schlaf in fleischliche Sicherheit versunken sind. Das göttliche Leben durch die heil. Taufe ist zurückgetreten, alle geistlichen und gött-

lichen Aeußerungen desselben sind verschwunden, und der alte Adam allein hat wieder die Herrschaft. Wo aber Christus thätig ist, da regen sich die Leidenzweine: es kommt geistliches Leben in das Knochenfeld. Seine Stimme dringt tief, bis in die Gräber. Die Diener Christi rufen laut, wie der Apostel Paulus: Wache auf! der du schläfst, und stehe auf von den Toten, so wird Christus dich erleuchten. Ach wie sehr wäre noth, durch viele Ländergebiete hin, dieses Allmachtswort zu rufen; denn es herrscht, im geistlichen Sinne, Grabesstille; aber es wird erschallen, der Ruf Jesu; denn Er wird senden Seine Engel mit hellen Posaunen, Seine Auserwählten zu sammeln. Wird der Antichrist, wird der Teufel oder irgend ein falscher Prophet, vor denen der Herr und so nachdrücklich warnt, diese Zeichen thun? Werden sie das göttliche Leben hervorruhen wollen oder können? Nein! das vermag nur allein Jesus; und wo es geschieht, sollen wir gewiß seyn, daß Er es ist, der da kommen soll.

6) Und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Wir können sagen, den leiblich und geistlich Armen. Es ist fast immer so gewesen, daß nicht viel Edle und Gewaltige nach dem Fleisch ein Ohr für die Sache des Himmelreichs hatten. Solcher waren immer nur Wenige; der Armen und Gerungen im Volke waren immer die Meisten. Aber selig sind auch die, welche geistlich arm sind. Beides bewegt das Herz Jesu, ihnen die frohe Botschaft verkündigen zu lassen. Das ist ein Zeichen der göttlichen Huld und Liebe, wenn Er sich auch der Gerungen und Verachteten im Volke annimmt. Wie Er einst im Kreise busfertiger Zöllner und Sünder weilte, und sie speiste mit Worten des ewigen Lebens, so wird der Herr auch vor Seiner Ankunft der Armen und Hülfbedürftigen sich annehmen. Er wird Seine freundliche Hirtenstimme erschallen lassen, durch Boten, welche ein Herz haben für die Armen und Elenden, und wird Seine Kinder sammeln aus dem Staube und Kotze der Sünde; denn Sein Herz ist voll von Erbarmen über das Elend Seiner Herde. Aber dabei ruft der Herr aus: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert! Viele haben schon damals Anstoß daran genommen, daß Er mit Zöllnern und Sündern umging, Leute um sich duldete, welche als Huren und Ehebrecher früher berüchtigt gewesen waren, Leute, welche man unter den Vöbel zählte. Und als die Apostel ausgingen, Christum, den Gekreuzigten, zu predigen, da war es den eilten Juden ein Aergerniß, und den Griechen eine Thorheit. Ja, dieses Aergerniß muß überwunden

werden von den Christen, die sich zu den Gebildeten und feinen Leuten zählen. Wenn Christus erscheint, in Seiner Kirche Seine Gegenwart in der Kraft des heil. Geistes zu offenbaren zu unserer Seligkeit, dann muß aller Stolz fallen. Wer sich weigert, Seinen geringsten Brüdern sich anzuschließen, wird schwerlich einen Platz im Himmelreiche finden; denn auch da ist kein Unterschied und kein Ansehen der Person.

Darum wollen wir uns treuen, wenn wir alle diese Kennzeichen der Gegenwart Christi in Seiner Kirche bald sehen. Er war alle Tage in solcher Weise anwesend, bald hier, bald da; aber in der letzten Zeit, wo Seine persönliche Wiederkunft so nahe bevorsteht, und das Reich Gottes mit Macht und Glanz hervorbrechen wird, werden dieselben auf besondere Weise hervortreten; ja, wir dürfen erwarten, daß sie nicht nur geistlich, sondern auch buchstäblich noch wieder werden erfüllt werden; denn wenn das Größere geschieht, warum nicht vielmehr noch das Geringere. Ja die Toten in Christo werden auch mit ihren Leibern hervorgehen, und auferweckt werden, und wir, die wir leben und übrig bleiben, werden verwandelt, und Ihm, dem Herrn entgegengerückt werden in den Wolken, und also bei Ihm seyn allezeit. (1 Theß. 4, 15—18.) Wenn alle diese Zeichen eintreffen in der Christenheit, dann sehen wir den Feigenbaum ausschlagen und Blätter gewinnen; dann ist es Zeit, die Häupter empor zu heben, weil sich dann unsere Erlösung naht.

Wach' auf, du Geist der ersten Zeugen,
Der Wächter, die auf Zion Mauern stehn,
Die Tag' und Nächte nimmer schweigen;
Und die gerotzt dem Feind entgegengeh'n;
Ja, deren Scholl die ganze Welt durchdringt
Und aller Völker Schaaren zu Dir bringt.

O, daß doch bald Dein Feuer brennte!
O, möcht' es doch in alle Lande geh'n
Ach, Herr, zieh doch in Deine Ernte
Viel Knechte, die in treuer Arbeit steh'n.
O Herr der Ernte, sieh doch darenin:
Die Ernt' ist groß, die Zahl der Knechte klein.

Ach, daß die Hülf' aus Zion käme!
O, daß Dein Geist so, wie Dein Mund verspricht
Dein Volk aus dem Gefängniß nähme!
O, würd' es doch nur bald vor Abend licht!
Ach reiß', o Herr den Himmel bald entzwei,
Und komm herab zur Hülf' und mach' uns frei.

Geschichte Jerusalems

(seit der Zerstörung durch die Römer.
(Fortsetzung.)

Cyrill, der von 348 n. Chr. an, Bischof von Jerusalem war, also nur einige zwanzig Jahre nach dem Ereigniß, und der häufig seines Predigens in der Kirche erwähnt, welche Constantins Freigebigkeit errichtet, sagt ausdrücklich, daß das Kreuz unter jenem Kaiser aufgefunden worden und zu jener Zeit vorhanden gewesen sei. So erzählt auch Hieronymus im Jahre 404 in seiner Beschreibung der Reise Paulus', daß diese letztere nicht allein im heiligen Grabe ihre Andacht verrichtet, sondern sich auch in Anbetung vor dem Kreuze niedergeworfen habe. Keiner dieser Kirchenväter erwähnt jedoch der Helena, weder in Verbindung mit dem Kreuze noch mit dem Grabe. An der damaligen Existenz des vermeintlichen Kreuzes zu zweifeln würde jedoch eben so wenig der Vernunft gemäß sein, als den legendenhaften Geschichten Glauben beizumessen, die sich auf dessen Entdeckung beziehen.

In den Schriften und Uebersetzungen der darauf folgenden Jahrhunderte wurde der Name der Helena mehr herausgestellt. Ihr Gedächtniß und ihre Thaten wurden durch Sagen verherrlicht und vergrößert mit jeder Generation mehr und mehr, bis endlich im vierzehnten Jahrhundert nicht weniger als dreißig Kirchen allein in den Grenzen Palästinas ihr zugeschrieben wurden. Heutzutage hat auf diese Weise beinahe jede noch bestehende Kirche von einigem Alterthum in diesem Lande nach den klösterlichen Uebersetzungen ihren Ursprung der Freigebigkeit der Helena zu verdanken. Und doch, wenn wir, wie wir müssen, uns an das Zeugniß der Schriftsteller ihrer Zeit oder der unmittelbaren Nachwelt halten, können wir bloß die Kirche von Bethlehem und die vom Delberg als ihre Werke betrachten, den Antheil ausgenommen, den sie an der Erbauung derjenigen mag gehabt haben, die mit dem heiligen Grabe in Verbindung steht.

Die christlichen Tempel, die so an den heiligen Stellen von Jerusalem errichtet wurden, hatten nach der Beschreibung des Eusebius wenig Ähnlichkeit mit dem Gebäude, welches heutzutage dort steht. Die erste Sorge Constantin's war, eine Capelle oder ein Bethaus über dem angeblichen, heiligen Grabe selbst zu bauen. Dies Gebäude war mit prächtigen Säulen und Schmuckwerk jeder Art verziert. Vor demselben, auf der Ostseite, war ein großer, freier Hof; dieser stellte den Garten vor, in welchem das Grab des Joseph von Arimathea sich befunden. Die östliche Seite dieses Hofes war durch

die Basilica geschlossen, eine Kirche, welche über dem Fels erbaut war, auf dem das Kreuz gestanden haben soll, und der für Golgatha gehalten ward. Von diesem Felsen kommt ohne Zweifel das den Namen Golgatha und Calvaria (Schädelstätte) immer beizeigete Wort Berg oder Hügel. Der Name Calvarienberg ist daher in allen Sprachen des Christenthums eingeführt als eine Sache, die sich fast von selbst versteht. Im neuen Testament ist jedoch nichts, was darauf hindeutet, daß Golgatha ein Hügel war, Matth. 27, 33. Marc. 15, 22. Luc. 23, 33. Job. 19, 17. Weder Eusebius, noch Cyrillus (außer wo ihn die lateinische Uebersetzung so sagen läßt), noch Hieronymus, noch die andern Geschichtschreiber des vierten und fünften Jahrhunderts sprechen davon wie von einem Berge. Allein der Ausdruck muß früh in Umlauf gekommen sein, denn man findet die Bezeichnung Golgathas als eines Hügel oder Berges bei allen folgenden Schriftstellern und Pilgern. Die hier errichtete Kirche wird als außerordentlich groß beschrieben; das Dach war mit Blei gedeckt, das Innere mit verschiedenen Arten Marmor belegt, die Decke mit geschweiftem Holzwerk verziert; das Ganze glänzte überall von Gold. Diese Kirche führte den Namen Martyrion, da sie über der Stätte der Passion des Heilandes sollte erbaut sein. Die Capelle über dem Grabe ward die Anastasis — Auferstehung — genannt.

Das hohe Beispiel der Helena, die vermeintliche Entdeckung der heiligen Stätten und die Errichtung aller dieser glänzenden Kirchen — alles wirkte zusammen, die Aufmerksamkeit der Christen mehr und mehr auf Jerusalem zu lenken und ihre Sehnsucht darnach zu erwecken. Bei den verminderten Schwierigkeiten und Gefahren wurden die Wallfahrten immer häufiger, und eines der wichtigsten literarischen Dokumente aus jener Zeit ist das Reisebuch eines solchen Wallfahrers aus Bourdeaux in Frankreich im Jahre 333 (Itinerarium Hierosolymitanum, seu Burdigalense). Die Einweihung der Kirche des heiligen Grabes i. J. 335 nach Chr. ward jährlich durch ein Fest gefeiert, das eine ganze Woche dauerte; dazu strömten Schaaren von allen Gegenden der Welt herbei. Wegen der Mitte desselben Jahrhunderts führte zuerst Hilarien das Klausner- und Mönchs-Leben von Aegypten in Syrien und Palästina ein. Hier fand der Saamen einen empfänglichen Boden, schlug auf der Stelle tiefe Wurzeln und verbreitete sich mit reizender Schnelle über das ganze Land.

Den Juden war es zu Constantin's Zeit wieder er-

laubt worden sich Jerusalem zu nähern, und wie es scheint auf ihrem vaterländischen Boden zu wohnen. Unter der Regierung seines Nachfolgers Constantins machten sie die hauptsächlichste Bevölkerung zu Diocärea (Sapphoriä, 3 Stunden von Nazareth) aus, und fühlten sich stark genug, um in einem Aufstand die Waffen gegen die Römer zu ergreifen. Allein sie wurden bald bezwungen und diese Stadt dem Erdboden gleich gemacht (i. J. 339). — Der Kaiser Julian bestrebte sich, als er vom Christenthum abfiel, aus Veltit das Vertrauen der Juden zu gewinnen. Er begünstigte sie, gewährte ihnen gewisse Rechte, und erlaubte ihnen nach Jerusalem zurückzukehren und ihren heiligen Tempel wieder aufzubauen. Demgemäß fingen sie um das Jahr 362 an, den Grund dazu zu legen; aber nach gleichzeitigen Schriftstellern scheiterte der Versuch an übernatürlichen Hindernissen^{*)}. Unter den Nachfolgern Julians scheinen die Verhehle, welche den Juden verboten in Jerusalem zu wohnen, erneuert worden zu sein: denn Hieronymus erzählt, daß zu seiner Zeit es ihnen nur Einmal im Jahr erlaubt war, die Stadt zu betreten und über ihren Tempel zu weinen. So fuhren sie fort, nach einem Aufenthalt in dem Land und der Stadt ihrer Väter zu ringen; ohne daß ihre Lage sich wesentlich änderte, waren sie Gegenstände der Schmach und der Unterdrückung von allen Seiten, bis endlich die muhamedanische Eroberung ihnen Gelegenheit gab, sowohl in Jerusalem als in ganz Palästina sich größere Rechte zu erwerben.

Im letzten Theile des vierten Jahrhunderts, um das Jahr 384, schlug Hieronymus, der berühmte Kirchenvater, seinen Wohnsitz in Palästina auf; hier blieb er als Mönch in dem Kloster zu Bethlehem bis zu seinem Tode im Jahr 420. Um diese Zeit waren Klöster und Gemeinden von Klausurern zahlreich; ganz Palästina war voll von Mönchen und Einsiedlern. Hieronymus spricht ausdrücklich von „der großen Anzahl von Brüdern und den Schaaren der Mönche,“ die in und um Jerusalem wohnten. Selbst Paula, eine edle römische Matrone, die Kreundin des Hieronymus, machte zuerst eine Wallfahrt nach den heiligen Orten und zog sich dann ganz nach Bethlehem zurück, wo sie vier Klöster stiftete, eins für Mönche und drei für Nonnen. Auch war der Zutrang von Fremden und Pilgern, die von allen Theilen des Erdkreises herbeikamen, die heiligen Stätten zu besuchen und das Kreuz

^{*)} Ammian schreibt: „Durchbare Flammen, welche häufig bei den Fundamenten hervorstrachen und etliche Male die angefangenen Bauten zerstörten, machten die Stätte unzugänglich.“

anzubeten, nicht weniger merkwürdig. Derselbe Kirchenvater erzählt, daß die Frommen nach Jerusalem strömten von allen Theilen der Welt, so daß die Stadt gedrängt voll war von Leuten beider Geschlechter und jeden Standes. Von Gallien, Britannien, Persien, Indien, Aethiopien, Aegypten und dem ganzen Morgenlande kamen Fürsten und Edle in Menge nach der heiligen Stadt, die sich selbst für geringer an Religion und Wissenschaft hielten, und nicht den höchsten Grad der Tugend erreicht zu haben meinten, wenn sie nicht den Erlöser an den Stätten selbst anbeten könnten, welche durch die Erinnerungen seiner Perion geheiligt waren. Die Pilger beschränkten aber ihre Verehrung nicht auf Palästina; nach Aegypten ward eben so häufig gewaltsam, und viele gingen sogar nach Arabien, um den Dünghäufen zu besuchen und den Boden zu küssen, wo Hiob mit so viel Weiduld gelitten hatte. Ueberhaupt gibt es seit dem vierten oder fünften Jahrhundert wenige unter den ausgezeichneten Kalenderheiligen, zu deren Verdiensten nicht eine oder mehrere Wallfahrten nach dem heiligen Grabe gerechnet werden. Manche der Bessergewinneten sahen sich aber damals schon genöthigt, vor dem Irrthum zu warnen, als ob die äußerliche Verehrung der geweihten Stätten die Heiligung des Herzens und des Lebens ersetzen könne, und Gregor von Nissa führt die Verderbenheit und Sittenlosigkeit, die in Jerusalem selbst herrschten, als einen Beweis an, wie wenig die bloß äußerlichen Eindrücke eine Erneuerung des Herzens bewirken konnten.

Während der Jahrhunderte unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems hatte der Erzbischof seinen Sitz zu Cäsarea, und der Bischofssitz in Jerusalem war ihm wie die übrigen unterworfen. Der Erzbischof von Cäsarea stand seinerseits wieder unter dem Patriarchen von Antiochia. Als aber im vierten Jahrhundert die heiligen Orter in Jerusalem aufgefunden und mit prächtigen Gebäuden verzert worden waren und die heilige Stadt die alte Wichtigkeit in der christlichen Welt wieder zu gewinnen schien, so waren ihre Bischöfe als Inhaber des ursprünglichen Sitzes der apostolischen Kirche nicht saumselig, ihre Ansprüche höher zu spannen. Nachdem der Streit längere Zeit gedauert, gelang es endlich dem Bischof Zwenal, der den Bischofssitz von Jerusalem von 420 bis 458 einnahm, auf dem Concilium zu Calcedon in den Jahren 451—453 die Anordnung zu erwirken, daß Jerusalem nicht nur dem Erzbischof von Cäsarea, sondern auch dem Patriarchen von Antiochia entnommen, und für sich ein unabhängiges Patriarchat sein sollte.

So viel äußerer Prunk aber auch getrieben wurde, so wenig war das geistige Leben der Christen ein erfreuliches. In die theologischen Streitigkeiten, welche den Kirchenfrieden in jenen Zeiten störten, war Palästina's hebe und niedere Geistlichkeit enge mit verflochten, und die Ruhe wurde endlich mehr den kräftigen Maßregeln des Kaisers Justinian (regierte seit 527) verdankt, als der bessern Ueberzeugung und Belehrungsfähigkeit der Streitenden. Justinian, der eine wahre Leidenschaft hatte zu bauen, bereicherte während seiner langen Regierung auch Palästina mit Kirchen, Klöstern und Hospitälern; letztere zu Gunsten der fremden Pilger. Denn das Zustromen der Wallfahrer nahm eher zu als ab; es ward als eine fromme Pflicht abendländischer Fürsten und anderer reicher Leute betrachtet, für die Bedürfnisse der Pilger zu sorgen. Im siebenten Jahrhundert gab es kaum eine Stadt von einiger Bedeutung in Frankreich oder Italien, in welcher nicht der christliche Eifer für ein Hospital für die frommen Wallfahrer nach Rom und nach dem heiligen Lande gesorgt hätte.

Diese Reisen der Pilger nach Jerusalem wurden durch den Handelsverkehr erleichtert, der zu dieser Zeit mit dem Orient von mehreren Städten längs den Küsten des Mittelmeeres unterhalten wurde; so wie auch das allgemeine Interesse für das gelobte Land durch denselben genährt und gesteigert ward. Im sechsten und siebenten Jahrhundert sandten Marceller Kaufleute ihre Schiffe nach Alexandria und den Küsten von Syrien, und empfangen von dort Papier, Del, Seide und die Spezereien des fernen Orients. Im sechsten Jahrhundert betrachtete man am Hofe des Königs Guntram von Burgund den Wein von Gaza als das Köstlichste. Eben so reisten auch die Kaufleute von Syrien und dem Orient mit ihren Waaren nach dem Abendlande, und dehnten ihre Wanderungen über den größern Theil von Frankreich und Spanien aus.

Eine andere Ursache, die dazu beitrug, zu dieser Zeit und späterhin Wallfahrten nach dem gelobten Lande zu veranlassen und zu vervielfältigen, war das Verlangen, Reliquien von Heiligen zu erhalten, von denen keine geringe Zahl unterm Heiland selbst angehört haben sollte. Um diese Zeit wurden die Gebeine und andere Ueberreste, besonders solcher, die das Märtyrthum erduldet, Gegenstände abgöttischer Verehrung. Kirchen und Klöster hielten es für notwendig, wo möglich die Skelette oder wenigstens andere Andenken ihrer Schutzheiligen zu besitzen, und wenn dies nicht, doch die von andern berühmten

Heiligen, um auf diese Weise ihr eigenes Ansehen unter dem Volke zu vermehren. Der Besitz einer Reliquie wurde für ein Schutzmittel gegen aller Art Uebel gehalten, und der Eid, der über einer solchen geleistet worden, galt für doppelt heilig. Es wurden dieselben daher mit großer Begierde gesucht und zu hohen Preisen verkauft. Aber nicht allein aus dem heiligen Lande kamen die Reliquien; sie wurden auch in unterm Welttheile in großer Zahl gefunden; denn die Heiligen in Frankreich und Spanien, besonders aber die in Italien, verlebten nicht, Andenken von sich zu hinterlassen, die alle eine wunderwirkende Kraft besitzen sollten. Doch reichten die wenigen wirklich vorhandenen Ueberreste bei weitem nicht aus, und es mußte künstlich nachgeholfen werden. So trieb z. B. ein gemeiner Mann in Frankreich im Jahr 1027 einen regelmäßigen Handel mit selbstverfertigten Reliquien, die er meist aus den Gebeinen kürzlich Verstorbener zubereitete. Mehrere Bischöfe begünstigten den Betrug und theilten den Gewinn. Jedoch ward den Reliquien aus dem heiligen Lande der Vorzug vor allen andern zuerkannt, und diejenigen Kirchen und Klöster wurden am höchsten verehrt, die sich einer Reliquie von dem Heiland selbst oder seinen unmittelbaren Jüngern rühmen konnten. Die Schlaubeit des morgenländischen Clerus säumte nicht, sich diesen Aberglauben zu Nutzen zu machen, und die Pilger, die nach Reliquien suchten, waren immer so glücklich es mit gutem Erfolg zu thun. In der Heimath angelangt, verkauften die Wallfahrer diese Kostbarkeiten an Geistliche und Laien um schweres Geld, so daß eine Reise nach dem gelobten Lande außer dem, daß sie geistlichen Nutzen verschaffte, auch sonst noch einträglich war. Ja, so gewinnreich war dieses Geschäft, daß Kaufleute von Smyrna nach Europa kamen um Reliquien zu verkaufen. Am allerhöchsten wurden geküßt Stücke und Splitter angeblich vom wahren Kreuze Christi. Der Handel damit fing sehr früh an, denn schon Cyrill von Jerusalem (um das J. 350) erwähnt, daß die Reliquien vom heiligen Kreuze bereits durch alle Welt zerstreut seien. Es fiel zwar bald in die Augen, daß die Masse der ausgeheilten Splitter die mögliche Größe eines Kreuzes weit übersteige, aber man tröstete die Christenheit mit der erfundenen Behauptung, das heilige Kreuz besitze wunderbarer Weise eine solche inwohnende Kraft der Reproduction, daß wenn ein Theil davon losgerissen werde, das weggekommen gleich wieder nachwache. (Fortsetzung folgt.)

Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-Weiß-Afrika.

(Fortsetzung.)

Der Zweck dieser Sage ist augenscheinlich, zu zeigen, wie der Brautwein von Europa nach Afrika gekommen ist. Um diesen Zweck zu erreichen, hält es der Erzähler schon der Mühe werth, die Geschichte länger auszuspinnen und in allerlei Neben Umständen und Vorbereitungen sich zu ergoßen. Das ist so des Negers Art, wenn er erzählt. Es tritt dies besonders bei Fabeln und Märchen hervor, von denen manche so lang ausgesponnen werden, daß der Erzähler eine und zwei Stunden damit ausfüllt, und wenn man dann auf den Schluß gespannt ist, so verläßt häufig der Strom der Erzählung im Sande, weil die Phantasie des Vortragenden zu Ende ist. Er hat mit der langen Erzählung vielleicht nur darthun wollen, warum die Käse gerade so breit, wie sie ist, und nicht andere, und dergleichen.

Doch hören wir eine dritte Sage: Es waren zwei Götter im Himmel. Vor ihnen standen die beiden Menschen, der weiße und der schwarze. Diese aber wurden für die beiden Götter der Anlaß zur Entzweiung. Jeder der Väter wollte den Schwarzen zum Diener haben. Sie stritten sich heftig, und da Beide gleich mächtig waren, so zog sich der Kampf in die Länge. Das Himmelsgewölke versammelte sich, und suchte zu vermitteln; denn es fürchtete als Folge dieser Entzweiung den Untergang des himmlischen Reiches. Sie vereinigen sich dahin, den Menschen aus dem Himmel zu entfernen. Aber nun wohin? Dann weiter die Frage: Wenn man diese beiden Menschen aus dem Himmel entfernt, kann man sie sich selbst überlassen? Werden sie sich nicht gegenseitig aufreiben? Es scheint nämlich die Entzweiung der Götter auf die Menschen übergegangen zu sein. Unmerklich entfernt sich nun Borebore (den wir schon oben kennen lernten, und der in den Götterlagen der Otschi-Neger eine bedeutende Rolle spielt) aus der beratenden Versammlung, und erschaut vermittelst eines Sehdings in weiter Ferne eine Gegend, deren einer Theil eben und waldlos, der andere aber mit Wald bedeckt und dunkel ist. Dorthin, meint er, könnte man die beiden Menschen versetzen. Seiner Meinung stimmt der Himmel mit. Vermittelst seiner Weisheit schwebt er mit ihnen vom Himmel herab, und kommt in der von ihm erschaute Gegend an. Hier verharret er mit seinen an ihn gesetzten Menschen gegen hundert Jahre. Nach Verfluß derselben sagt er zu sich selbst: Wenn Einer kommt und geht nicht wieder, so nennt man ihn ein Thier (Nicht-Sprüchwort). Ich will nun eine Grenzschleibe zwischen diese beiden Menschen legen, sie dann sich selbst überlassen, und mich wegbegeben. Mit der größten Ausdauer gräbt er nun eine ungeheure Grube. Als dieselbe fertig ist, droht ein großer Regen von allen Seiten hereinzuberechen. Derselbe bricht wirklich auch aus, und fällt stromweise auf die Erde, und die Wasser füllen die große Grube an. So ist das Meer entstanden, das zwischen Afrika und Europa liegt. Hierauf lehrt Borebore die Weisheit, vermittelst welcher er herabgesiegen war, mit einem Beien zusammen, und füllt damit eine Kürbisdole, wobei hatte er die Absicht, den von ihm zurückzulassenden Menschen die Möglichkeit zu entziehen, etwas aus sich selbst zu erfinden und in's Werk zu setzen; sodann bedurte er ja selbst der Weisheit, um wieder in den Himmel zu steigen. Seine mit Weisheit gefüllte Kürbisdole legte er sich nun auf den Kopf, veräumte aber, dieselbe anzukleben. Er erhebt sich von der Erde; aber wie er sich aufschwingt, entfällt ihm die Dole. Der Weiße macht sich darüber, und nimmt sie weg. Borebore aber,

weil ihm seine Weisheit abhanden gekommen ist, kann nicht weiter. Er muß auf dem Erdboden bleiben und — stirbt.

Der Weiße füllt sich überaus glücklich im Besitze seines Schatzes, der ihm so unerwartet zugefallen war. Er fängt an, in die Dole hineinzukleben, und siehe, alle möglichen Arten von Weisheit befinden sich in ihr. Die erste Art von Weisheit, von welcher er Gebrauch macht, war die, daß er seine Hand erhebe, und damit das Arzneimittel gegen den Tod erfaßt. Die Folge davon war, daß er sehr lange lebte, große Nachkommenchaft erbielt, und durch sein langes Leben die Möglichkeit gewann, von allen Arten der ihm gewordenen Weisheit Gebrauch zu machen. Die Anwendung des Arzneimittels gegen den Tod hatte aber doch etwas Mißliches. Weil nämlich in Folge davon die Menschen so sehr alt wurden, bekamen sie mit dem Alter eine sehr häßliche Gestalt; zudem breiteten sie sich dergestalt aus, daß sie den Erdboden bedeckten, wie das Kraut der süßen Kartoffel das Feld bedeckt, und es nachgerade an Raum für die Menne der Erdbewohner gebrach. Deshalb verbot man, von diesem Arzneimittel seinen Gebrauch mehr zu machen, und die Leute sterben zu lassen. Die übrigen Arten von Weisheit aber wurden von den Weißen nach und nach in's Werk gesetzt, und so ist es gekommen, daß die Weisheit bei den Weißen ein Erbthum ist, das der Vater dem Sohne hinterläßt.

Der Schwarze aber, als er sah, daß er keine himmlische Heilmittel im Hüften hatte und nicht besah, daß er aber bei seiner Herabkunft auf die Erde auf einen Stein zu liegen gekommen war, sagte bei sich selbst: „Kein Slave wählt sich seinen Herrn (Nicht-Sprüchwort); da nun nirgends etwas (omni sich findet, so diene ich dem Steine; denn der ist hart und dauerhaft. Kommt dann ein böses Verbhängniß über mich, so wird er mir Hüfte leisten.“

Damals gab es bloß eine Sprache in der Welt und einerlei Sinn unter den Menschen. Die Weißen nun fügten etwas zusammen, d. h. sie stimmten etwas und stellten es auf's Wasser; es wurde von unten her fortbewegt und kam in gerader Richtung zum Lande der Schwarzen; es war das Schiff der Weißen. „Wie geht es euch“ fragten die Weißen; „sagt und, wie ihr es hier treibt.“ Die Schwarzen staunten und meinten, es sei nichts d. Umstände zu vergleichen, daß sie (die Weißen) hierher gekommen seien, und sprachen: Wir wollen kommen und leben. Nun wurde das Leben und Treiben der Schwarzen von den neuen Ansammlungen gemußert. Sie nahmen wahr, daß die Schwarzen, wenn es Abend wurde, sich unter dem Schutze der Steine, d. h. der Felsstücke schlafen legten; mit der Hand in der Hand bebaueten sie den Boden; mit ihren Zähnen sauten sie die Speite; wenn Jemand Fieberhitze hatte, so wurde ein Felsstück um Rath gefragt, und dieser zeigte an, was für ein Mittel anzuwenden sei. Nun thaten auch die Weißen ihre Lebensweise kund, und siehe dieser gegenseitige Austausch war Jeder-mann anagenehm.

Die Weißen waren nur darauf aus, sich einigen Reichthum zu erwerben, um, wenn sie nach Europa zurückkämen, ihre weißen Brüder damit nützen zu können, daß sie mit so geringer Mühe in kurzer Zeit so viel hätten erwerben können. Ehe aber die Weißen Afrika verließen, wollten sie noch einen Versuch machen, in den Himmel hinauf zu steigen. Sie ließen deshalb alle Fingerringe (höckerne, d. h. 1 1/2 — 2 Fuß hohe, und 1 Fuß im Durchmesser haltende, Mörter, in welchen die aus Haas oder Pflanz bereitete Zusatzpeste mit einem armbildigen Holz geistigen wird) aufsuchen und zusammenbringen. Diese wurden übereinander aufgeschichtet. Aber nun fehlte es noch an einem Ginein, und der Himmel wäre erreicht gewesen; da sie diesen aber nicht aufreiben konnten, so wurde man Rath, den untersten Mörter hervorzu ziehen und oben aufzuheben. Dies geschieht, und in Folge davon fällt die ganze Schicht übereinander; ums Haar wären sie selbst erschlagen, wenn sie nicht ihr Heil in der Hast gesucht hätten. Sie zerstreuten sich und so entstanden die vielen Sprachen, die es jetzt in der Welt giebt. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.
Zur Belehrung und Erbauung.

№ 51.

Erscheint jeden Sonnabend und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die bekannten Zeitungs-Expeditionen zu beziehen. — Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postaufschlag resp. Botenlohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Die geehrten Abonnenten werden freundlichst ersucht, die Bestellung der Morgenröthe bei Ihren Postämtern oder resp. Buchhandlungen für das nächste Quartal frühzeitig genug anzumelden. In Berlin nehmen alle Zeitungs-Expediteure sowie die Haupt-Expedition, Fädenstraße 28 1 Tr., Bestellungen an.
Die Expedition.

Das heilige Weihnachtsfest.

Auf! laßt uns zur Stadt Davids gehn,
Und laßt uns die Geschichte sehn,
Die heut' geschehen ist!
Da liegt der Herr im Krippelein,
Das ew'ge Wort als Kindlein klein.
Der Heiland Jesus Christ!

Nach Bethlehem, gebrochenes Herz!
Dort ist der Arzt für deinen Schmerz,
In Windeln steht du Ihn.
Nach Bethlehem, du kalt Gemüth!
Hier, wo die Jesus-Sonne glüht,
Berichmilt dein stolzer Sinn.

Nach Bethlehem rief mich der Herr,
Da fand ich tausendmal noch mehr,
Als mir gesagt war.
Der Himmel selbst ward da mein Theil:
Nun breit ich aus das Wort vom Heil
Mit aller Christen-Schaar.

Jesus Christus, arm und gering in dieser Welt,
aber verherrlicht und geehrt im Himmel.
(Lucas 2, 1—20.)

Vier Tausende waren dahin geschwunden, seit die
Pforten des Paradieses sich geschlossen hatten hinter dem

ersten Eltern-Paar. Der Fluch der Sünde hatte seitdem seine schwarzen Flügel ausgebreitet über die Erde und besonders über das menschliche Geschlecht, und Satan hatte als der Fürst dieser Welt sein fluchwürdiges Banner aufgespizt, da, wo die Herrlichkeit Gottes thronen sollte. Eva hatte zwar die Verheißung des Weibes-saamen erhalten, aber Geschlecht auf Geschlecht erschien auf dem Schauplatz der Welt, um wieder zu verschwinden; um den Fürsten des Todes in die Arme zu sinken, ohne den Fürsten des Lebens zu schauen. Die heiligen Patriarchen und alle frommen Väter und Propheten, Priester und Könige schauten voll Hoffnung von Jahrhundert zu Jahrhundert in die Zukunft, wartend auf die Erfüllung der Verheißung, ohne die Wirklichkeit derselben zu sehen.

Endlich erschien der Stern aus Jakob, und der Glanz aus Israel brach hervor, und zwar zu einer Zeit, da die Hoffnung des Volkes Gottes verloren schien. Aber wie erschien Er? Ohne äußeres Gepränge, ohne die Gestalt und Schöne, welche man erwartet hatte. In der Stadt Davids, wie in anderen Städten des Jüdischen Landes, war viel Volksgedränge; der herrschende Römische Kaiser Augustus ließ eine allgemeine Volkszählung vornehmen. Alles Neuhere in der Welt ging seinen alltäglichen Gang. Ein ärmlisches Ehepaar aus Nazareth, in der Provinz Galliläa, wußte keinen Raum zur Herberge mehr zu finden, und mußte deshalb seine Wohnung in einem

Stalle zu Bethlehem suchen. Niemand ahnte es, wer diejenigen waren, welche vorher vielleicht von Thür zu Thür vergeblich nach einem Plätzchen gesucht hatten, bis sie, die gebenedeiete Jungfrau, ermüdet und ermattet den Stall erreichte, um jetzt mit ihrer schweren, aber glorreichen und erhabenen Bürde hinzusinken auf das ärmliche Lager, welches nun freilich in wenigen Augenblicken der erhabenste Schauplatz der Erde werden, der Schauplatz eines Ereignisses, welches die Erde heiligen und beseligenden und alle Himmel jubeln machen sollte. O wer kann es fassen, und wer kann es nachempfinden, welche Seuzer dieses edle Weib, die Gebenedeiete unter allen Weibern, muß in sich unterdrückt haben, da keine Thüre sich vor ihr öffnete, kein gastliches Obdach ihr winkte, als nur jener Stall. Und doch trug sie einen Gast unter ihrem jungfräulichen Herzen, welcher kam, um alle Welt zu erretten und selig zu machen. Wer kann dieses Wunder der göttlichen Verabfassung jemals fassen! In mit Thränen der tiefsten Beschämung können wir nur daran gedenken. Aber der Herr hielt Hund und Treue in der Erfüllung Seiner Verheißung, welche Er dem Könige David geredet: aus seinem Stamme sollte der Sproß Davids aufgehen; und Er stieß sich nicht an der äußerlich herabgesunkenen Größe, an der Armuth der Trägerin der nun erfüllten Verheißung.

So erblicken wir denn das große Wunder jener geweihten Nacht, die Weihnacht; wir schauen den Neugeborenen, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Welch ein Empfang für den König aller Könige bei Seinem Eintritt in diese Welt! Welch ein armseliger Empfang für Den, von dem es im Psalm hieß: „Machet die Thore weit, und die Thüren der Welt hoch, daß da einziehe der König der Ehren! Wer ist derselbe König der Ehren? Es ist der Herr, stark und mächtig im Streit; es ist der Herr Zebaoth; Er ist der König der Ehren. (Ps. 34).

Die Hirten, welche diese ärmliche Herberge vielleicht mit willigen Herzen noch darboten, selten aber auch für das Geringe überschwänglich belohnt werden. Unser Herr bleibt Niemandem Etwas schuldig; nicht einmal einen Wassertrunk will Er unbelohnt lassen. Draußen, in dunkler Nacht, auf Bethlehems Fluren, umleuchtete die Hirten himmlische Klarheit, die Klarheit des Herrn; der Engel des Herrn trat zu ihnen, und verkündigte ihnen die Geburt des Heilandes der Welt: „Siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren,

welcher ist Christus, der Herr in der Stadt Davids. Und das habt zum Zeichen: ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt, und in einer Krippe liegend.“ Aber sie sollten noch mehr sehen: die Menge der himmlischen Herrschaaren ließ sich hernieder, und stimmte ihre Loblieder an zum Preis des Mensch geborenen Sohnes Gottes. Welch eine erhabene Scene schauten diese erschrockenen Hirten! Die Herrlichkeit des Himmels ließ sich hernieder bis zu ihnen; ließ sie plötzlich schauen in ein Licht-See, wie sterbliche Menschen es kaum jemals geschaut hatten. Welch ein selbiger Augenblick, den sie jetzt mit feiern durften! Aber der Moment dauerte nicht für immer; das „Ehre sey Gott in der Höhe“ verklang allmählig, der Lichtglanz verlor sich, die himmlischen Heerschaaren schwebten wieder empor in ihre höheren Regionen, und Alles war still, stumm und dunkel um sie her, wie zuvor. Aber inwendig, in ihren Herzen hatte dieser Lichtglanz gezündet; dort war es licht und hell geworden, und noch begeistert von dem, was ihre Augen gesehen und ihr Ohr vernommen hatte, eilten sie hin nach Bethlehem, um die große That Gottes zu schauen, die ihnen der Herr kund gethan hatte. Sie fanden Alles wie ihnen gesagt war: Maria und Joseph, dazu das Kindlein in der Krippe liegend. Gläubig gingen sie jetzt hin, und breiteten das Wort aus, das ihnen von diesem Kinde gesagt war. Und Alle, vor die es kam, verwunderten sich der Rede, die ihnen die Hirten gesagt hatten.

Das war also der Eintritt des Sohnes Gottes, als Mensch in diese Welt: vor den Menschenkindern arm, dürftig, unscheinbar; im Himmel und vor Gott und allen Engeln groß, erhaben, geachtet und preiswürdig. Auf Erden still, unbemerkt und gering; im Himmel angebetet, besungen von allen Heerschaaren.

Aber so ist es auch in der Kirche mit Allen, die Christo wahrhaft angehören, mit allen Seinen Nachfolgern. So ist es mit allen Seinen Werken, die Er je und je in Seiner Kirche zum Heil Seiner Kinder gewirkt hat und noch wirken wird. Klein und unscheinbar, wie ein Senfkorn, war das Himmelreich welches er gründete. Gehalten für den Sohn eines armen Zimmermannes aus Nazareth, stand Er selbst auf, und fing an zu lehren. Die Schriftgelehrten und Pharisäer meinten, das Reich Gottes sollte kommen mit äußerlichen Geberden, mit viel Gepränge, umgeben von irdischem Glanz. Ihre Erwartungen wurden getäuscht; sie mußten sagen, was Jesaja weissagte: Da war keine Gestalt noch Schöne, die

uns gefallen hätte. Und wer waren jene Herolde, jene siegreichen Boten des Glaubens, die der Herr sich aussonderte, Seinen Namen zu tragen vor Suden und Heiden? Arme und ungelehrte Männer; Jöllner, Fiskher und dgl., deren Hände wohl hart waren von saurer Arbeit, die aber nicht weniger waren als kluge, angesehene und gelehrte Männer, angefüllt mit der Weisheit dieser Welt. So waren auch keine irdische Reichthümer in ihren Händen; was sie noch hatten verließen sie um des Herrn willen, und der Herr selber hatte nicht, da Er Sein Haupt hinlegen konnte, während die Füchse Gruben, und die Vögel unter dem Himmel Nester haben. Ganz in derselben Weise erschien auch das Volk, welches sich um den Erlöser sammelte. Die Vorgesetzten der Juden sagten: „Glaubt auch irgend ein Oberster oder Pharisäer an Ihn? sondern das Volk, das nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht.“ Als ein Verachteter und ungerechter Weise Verurtheilter mußte der Herr zuletzt den schmachvollen Tod am Kreuze erdulden, ja Er mußte sich unter die Uebeltäter rechnen lassen. Nicht besser erging es Seinen Jüngern, als sie später ausgingen, Sein Evangelium zu verkündigen; sie wurden gestäubt, gesteinigt, enthauptet; Andere wurden eingekerkert, gefaßt und verfolgt um seines Namens willen, als ein Fluch- und Gegepfer der Krute, ein Schauspiel der Welt.

So ging es auch allen treuen Bekennern der Wahrheit; Schellerhaufen, Kampf mit wilden Thieren; Gefängniß war ihr Loos in dieser Welt. Und warum das Alles? Weil das Reich Christi nicht von dieser Welt ist. Aber über den Kindern des Reiches Gottes war der Himmel offen; einen Strahl der zukünftigen Herrlichkeit ließ der Herr sie oftmals erblicken, um sie zu trösten und zu stärken. Der Herr selbst, in den Tagen Seiner Niedrigkeit, verschmähte es nicht, wenn der Vater vom Himmel herab Ihn Seine Stimme hören ließ: „Dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Seine Engel dienen Ihm. So geschah es auch Seinen Boten und Gläubigen; Stephanus sah den Himmel offen, und des Menschen Sohn stehen zur Rechten Gottes. Petrus wurde durch einen Engel Gottes aus dem Gefängniß befreit, und Paulus ward entzückt bis in den dritten Himmel, in das Paradies Gottes. Johannes sah die herrliche Offenbarung Jesu Christi, als er auf der Insel Patmos in der Verbannung saß.

Ja das soll uns an dem heiligen Weihnachtsfest die Geburt Jesu lehren: daß Seine Auserwählten allesammt in dieser Welt Sein Loos theilten. Aber obgleich die

Kinder Gottes in dieser Welt arm oder um ihres Glaubens willen verachtet sind vor der Welt; dennoch sind sie Könige und Priester Gottes des Allerhöchsten, geehrt vor Welt und allen heiligen Engeln.

Unser Reich ist Christi Reich; aber das eben ist nicht von dieser Welt. O wie herrlich gern verjagen wir uns an diesem selbigen Feste nach Bethlehem, in den Stall, wo sich der ewige Gott in unser Fleisch und Blut gehüllt, freiwillig der größten Armuth hingibt; wie gern schauen wir die Stätte, da die gebenedeiete Jungfrau mit dem Neugeborenen, dem Gottes- und Menschensohne, das ärmliche Lager theilte; wie gern schauen wir die ehrwürdige Gestalt Josephs, welcher als schirmendes Familienhaupt in rührendster Weise selbstverläugnend der Mutter sammt dem Kindlein zur Seite steht. Die Menschwerdung Jesu, und die Wahl Seines Standes in der Niedrigkeit, ist fähig am heil. Weihnachtsfeste den Stolz des Fleisches zu brechen, und die Mächtigkeits der Armen und Gerungen zu ermutigen. Durch die heilige Taufe sind wir wiedergeboren als Kinder Gottes, und der göttlichen Natur Jesu Christi theilhaftig geworden. Um bewilligen sollen wir uns trösten mit der Hoffnung; daß das herrliche Geheimniß unsrerer Gotteskindschaft einst offenbar werden wird. Es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden, aber wir wissen, wenn es erscheinen wird, daß wir Ihm gleich seyn werden, denn wir werden Ihn sehen wie Er ist.

Der Herr heißt uns Seine Brüder; und der geringste Seiner Brüder ist im Himmel angeschrieben unter der Zahl der Könige und Priester, und trüge er in dieser Welt auch das schlechteste, größte Gewand. Einst kommt ein Tag, wo die Hülle der Niedrigkeit fallen wird, wo wir mit Christo verklärt eingehen sollen in den Saal der Hochzeit des Lammes. Dann werden Himmel und Erde wiederhallen von Hymnen und Lobgesängen; Die Harfen Gottes werden rauschen, und der Jubel wird gehört werden bis an die Enden der Erde. Dann wird erfüllt werden der Lobgesang der Hannah: „Der Herr machet arm und machet reich; Er erniedriget und erhöht. Er erhebet den Dürftigen aus dem Staube, und erhöht den Armen aus dem Roth, daß Er ihn setze zwischen die Fürsten, und den Stuhl der Ehren erben lasse. Denn die Gründe der Erde sind des Herrn, und Er hat den Erdboden darauf gesetzt.“

So möge denn das heilige Weihnachtsfest unsern Blick hinauslenken in die Zukunft, und uns dort schauen lassen das erhabene und herrliche Ziel unsrer irdischen

Wallfahrt; wo Gott unsere Thränen abwischen wird von unseren und aller stillen Dulder Augen. Er kennt sie, und säst sie und sisset sie in einem Saft.

Ist dein Auge naß, o Erler, blickst auch Du in die seltsame Weihnachtsfreude durch einen Thränenflüßler? Getrost, Jesus ist nicht mehr das Kind der Armuth und der Verlassenheit; Er thront zur Rechten der Kraft Gottes, und alle Gewalt im Himmel und auf Erden ist Ihm übergeben. Hinauf, hinauf, zu Ihm! dorthin richte Deinen Blick; Er ist jetzt Dein mächtiger Beschirmer; von Ihm kommt Dir Hülfe, Er ist Dein Fürsprecher bei dem Vater, und Sein Geist vertreibt dich mit unaussprechlichem Seufzen. Amen.

Geschichte Jerusalems

seit der Zerstörung durch die Römer.

(Fortsetzung.)

So waren nun die ersten sechs Jahrhunderte seit Christi Geburt verlossen. Während der ersten Hälfte dieser langen Periode war Jerusalem unter dem schweren Druck heidnischer Oberherrschaft ganz im Dunkel geblieben. Während der zweiten Hälfte war ihm wieder keine alte Stelle eingeräumt und es die heilige Stadt der christlichen Welt geworden, und die Beziehungen in denen es zu dem Westen stand, obwohl nicht in jeder Hinsicht die heiligsten, waren dennoch immer geeignet, selbst in weltlichen Gemüthern ein lebhaftes Interesse für seine Schicksale zu wecken. Eine andere Periode sollte aber nun beginnen, und Jerusalem die „Freude der ganzen Erde“, sollte noch einmal von Barbarenhorden eines falschen Glaubens niedergetreten werden unter eine Zwangsherrschaft, von der es sogar bis zu dieser Stunde nicht erlöst ist.

Die Perser, wie ehemals die Assyrer und Babylonier, fingen an gegen das Mittelmeer vorzudringen. Sie nahmen im Jahre 613 Damask ein und richteten ihren siegreichen Zug südlich nach Jerusalem. Unterwegs schlossen sich die Juden von Librias, Nazareth und den Bergen von Galläa ihnen an. In dem Monat Juni 614 ward die heilige Stadt angegriffen und mit Sturm genommen. Viele Tausende der Einwohner, darunter geweihte Jungfrauen, Mönche und andere Geistliche wurden erschlagen; die prächtigen Kirchen niedergeworfen; die vom heiligen Grabe durch Feuer zerstört; der Patriarch Zacharias aber mit dem „wahrhaftigen“ Kreuz und eine Menge der Einwohner in die Gefangenschaft geschleppt.

Viele Flüchtlinge aus Palästina und Syrien wandten sich jetzt nach Alexandrien, wo die milde Freigebigkeit des Patriarchen Johannes Clemon's (des Warmherzigen) sie erhielt. Dieser großmüthige Beschützer sandte auch beträchtliche Vorräthe von Lebensmitteln dem armen Volke, das in Jerusalem geblieben. Und als nicht lange nachher Modestus zum Vicar des Zacharias während der Gefangenschaft desselben ernannt ward, verjah ihn der nämliche Patriarch mit einer großen Summe Geldes und eintaufend Arbeitern aus Aegypten, bei der Herstellung der Stadt und dem Wiederaufbau der Kirchen zu helfen.

Obwohl Palästina und Syrien einstweilen unter dem Joch der Perser blieb, so scheint doch Modestus bei dieser Wiederherstellung nicht gehindert worden zu sein. Er richtete demnach die Kirchen der Auferstehung und die von Calvaria auf ihren Grundmauern wieder auf, so wie auch eine Himmelfahrtskirche.

Nach den Jahren des Unglücks wandte sich der Sieg wieder auf die Seite des griechischen (römischen) Kaisers. Im J. 628 schlossen die Perser mit letztem einen unruhmlischen Frieden. Nach vierzehn Jahren der Gefangenschaft wurden der Patriarch Zacharias und andere Weggeführte wieder ausgeliefert, und auch das heilige Kreuz zurückgegeben. Der Kaiser kehrte zuerst nach Constantinopel zurück, wo er einen Triumph-Einzug hielt; im darauf folgenden Jahre kam er in Person nach Jerusalem und betrat die Stadt zu Fuß, das heilige Kreuz auf seinen Schultern tragend.

Die Rückkehr christlicher Herrschaft in der heiligen Stadt war jedoch nicht von langer Dauer. Jerusalem war zwar von dem Joch der Jünger Joroasters befreit, aber nur um bald der drückenden und längern Knechtschaft der Anhänger Muhammeds anheim zu fallen. Die Waffen des falschen Propheten und seiner Befehler hatten bereits Arabien, Syrien und Aegypten unterjocht; im J. 636 erichien das Heer des Kalifen Omar vor Jerusalem. Die Stadt ward von dem Patriarchen Sophronius mader vertheidigt. Nach einer langen Belagerung kam der Kalife selbst in das Lager, und ihm übergab endlich der Patriarch im J. 637 die Stadt mit der Bedingung, daß den Einwohnern Leben, Familie, Eigenthum und Kirchen gesichert sein sollten. Die letztern sollten weder zerstört, noch dem muhammedanischen Gottesdienste gewidmet werden. Die Thore wurden geöff-

*) Schon im Jahre 634 soll der Kaiser, vor den Muhammedanern sich zurückziehend das Kreuz mit sich nach Constantinopel genommen haben.

net; Omar zog ein in einem Gewande von Kameelhaaren, der gewöhnlichen Tracht seiner Landsleute. Er ward eben nicht herzlich von dem Patriarchen empfangen, der, als er ihn in diesem Anzug sah, ausrief: das ist in Wahrheit der Gräuel der Verwüstung, von dem gesprochen der Prophet Daniel, daß er stehe an der heiligen Stätte. (Matth. 24, 15). Der Kalife hielt seine Versprechungen treulich und verrichtete seine Andacht bloß an den Stufen der Basilica (oder Martyrion, Kirche an der Stätte der Kreuzigung), damit sein Gefolge keinen Vorwand haben sollte, nach seiner Abreise Anspruch auf die Kirche zu machen, darum weil er sein Gebet darin verrichtet habe. Veranlaßt durch Omar und ausgeführt unter seinen Nachfolgern kam auf der Stelle des alten jüdischen Tempels, auf dem Hügel Moriah die prächtige Moschee zu Stande, welche jetzt noch als ein Meisterwerk arabischer Baukunst bewundert und gewöhnlich die Moschee Omar's genannt wird.

Von diesem Zeitpunkte an bis zu der Periode der Kreuzzüge, ein Zeitraum von 4—5 Jahrhunderten, bietet die Geschichte Jerusalems wiederum wenig mehr als ein leeres Blatt dar. Ein paar zerstreute Nachrichten aus den Reisebüchern einiger Pilger und aus gleichzeitigen Werken europäischer Schriftsteller, nebst den Uebersetzungen, welche in spätern orientalischen Büchern vorkommen — dies bildet das ganze Material zur Geschichte jener Zeit, und selbst dieses Wenige ist nie vollständig gesammelt und geordnet worden. Die Namen der aufeinander folgenden Patriarchen sind zwar aufbewahrt; allein die Chronik ihres Lebens klärt uns mehr über den Fortgang der theologischen Streitigkeiten auf, als über die Geschichte von Jerusalem. Hier sollen nur einige Hauptereignisse berührt werden.

Der übrige Theil des siebenten Jahrhunderts, nach der Einnahme Jerusalems durch die Muhammedaner, und die größere Hälfte des achten Jahrhunderts ist leer an Begebenheiten, die sich auf die heilige Stadt beziehen. Die Araber dehnten ihre Eroberungen aus, unterwarfen sich die Nordküste von Afrika und das Königreich Spanien, und drohten nach Frankreich und Italien vorzudringen. Unterdeffen hatten die christlichen Wallfahrten

*) Die Nachrichten über Jerusalem während dieser Periode sind am vollständigsten zu finden in Wilkens Einleitung zur Geschichte der Kreuzzüge. — Wilhelm von Tyrus schrieb ein Werk: De Gestis orientaliū principum, das die Zeit von der Eroberung Jerusalems bis den Kreuzzügen in sich begriff, allein es ist unglücklich Weise verloren gegangen.

wieder ihren alten Lauf genommen, und die heilige Stadt — auch von den Arabern bis auf den heutigen Tag el-Rods, die Heilige, genannt — ward auch für die Muhammedaner ein Wallfahrtsort. Diese Pilgerchaften standen noch immer mit dem Handel in Verbindung. Arculphus, welcher Jerusalem um das J. 697 besuchte, erzählt, daß dort jährlich am 15. September eine Messe gehalten worden sei, wozu sich eine ungeheure Menschenmenge aus allen Gegenden einzufinden pflegt, um gegenseitig mit einander zu handeln und zu verkehren.

Gegen die Mitte des achten Jahrhunderts kam nach langen Kämpfen das Scepter der Kalifen von dem Geschlechte der Omajjaden auf das der Abbasiden. Ungefähr um das Jahr 750 erbaute Almanzor (el Manjur), der zweite seines Namens, die Stadt Bagdad und verlegte den Sitz des Kalifats von Damask nach seiner neuen Hauptstadt an den Ufern des Tigris. Die Lage der eingeborenen Christen im Orient scheint schwieriger und unsicherer geworden zu sein. Patriarchen und Bischöfe wurden abgejezt und vertrieben nach den Launen ihrer muhammedanischen Herrscher, dabei fehlte es nicht an Erpressungen und Bedrückungen aller Art. Doch scheint man die Pilger aus dem Abendlande im Ganzen mit günstigem Auge angesehen zu haben und selten wurde einem von ihnen ein Leid zugefügt oder ein Hinderniß in den Weg gelegt. Unter ihnen befand sich zu dieser Zeit St. Maldeveus, Bischof von Verdun in Frankreich, der seiner Frömmigkeit und eifrigen Andacht wegen einen starken Eindruck auf den Patriarchen Eusebius machte. Um das Jahr 786 machte St. Willibald, Bischof von Eichstädt, mit sieben Gefährten die Wallfahrt nach dem heiligen Lande, das sie in allen Richtungen durchreisten, indem sie nicht weniger als viermal nach Jerusalem kamen; nach Emessa und Damask zweimal. Zuerst gingen sie durch Emessa (Homs) auf ihrem Wege nach Jerusalem, und die Einwohner, die nicht an den Anblick von Pilgern gewöhnt waren und nicht wußten woher sie kamen, verwunderten sich über ihr seltsames Aussehen, und hielten sie für Spione. Sie wurden vor einem reichen Scheich geführt, um examiniert zu werden; dieser nachdem er sie befragt hatte, sagte: „Ich habe oft Männer aus ihrem Welttheil gesehen; sie kommen nicht im Bösen, sondern wollen bloß ihr Gejezt erfüllen.“ Dennoch wurden sie eine Zeitlang im Gefängniß gehalten, jedoch mit großer Höflichkeit behandelt. Endlich verordnete auf Einfluß eines Spaniers der Emir der Stadt, daß man sie in Freiheit seze.

In der letzten Hälfte des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts mitten in der Finsterniß jener Zeiten erregten zwei gleichzeitige Fürsten unsere Theilnahme. Herrscher der Morgen- und der Abendländer, beide vom umfassendsten Einflusse auf ihren Welttheil und beide bis auf den heutigen Tag die Helden romantischer Sage. Im Morgenlande ist Harun-er-Raschid (Harun der Gerechte), der das Scepter von 786 bis 809 führte, berühmt als das Ideal arabischer Gerechtigkeit, Großherzigkeit und Pracht, und als der, der dem Reiche der Kalifen sowohl durch die Waffen als die Wissenschaften einen Glanz gab, den es nie weder früher noch später erreichte. Im Abendlande dagegen ward Karl der Große der kluge Gründer eines neuen, noch mächtigeren Reiches, das er während mehr als vierzig Jahren mit eben so viel Weisheit als Gerechtigkeit beherrschte, denn er regierte von 771 bis 814. Das dazwischenliegende byzantinische Kaiserreich verhinderte diese beiden Fürsten, Nebenbuhler oder Feinde zu werden; beide erzeugten einander die größte Hochachtung und Freundschaft, welche auf gegenseitiger persönlicher Anerkennung und Werthschätzung beruht. Noch ein anderer Grund trieb den abendländischen Kaiser an, einen freundschaftlichen Verkehr mit Harun einzuleiten. Karls Eifer für die Sache des Christenthums war nicht auf die Grenzen seines eigenen Reiches beschränkt; er erstreckte sich auch auf diejenigen Christen, welche sowohl in Afrika als in Asien unter dem Drucke der Muhammedaner lebten. Die Lage des heiligen Landes mußte natürlicherweise insbesondere seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Er sandte Boten nach der heiligen Stadt, dort Almosen auszuheilen; auch gab er denselben Geschenke für den Kalifen und den Auftrag mit, sich bei ihm für seine christlichen Unterthanen zu verwenden. Harun empfing die Abgesandten auf das Höflichste, gewährte ohne Säumniß alle ihre Gesuche, und ging sogar so weit, dem Kaiser Karl die Obergewalt über das heilige Grab und dessen Zubehör zu übergeben. Bei ihrer Rückkehr wurden die Gesandten von denen des Kalifen begleitet, welche reiche Geschenke, Kleidungsstücke, Specereien und die ausserwähltesten Erzeugnisse der östlichen Welt mit sich führten, und dem Kaiser die Schlüssel des heiligen Grabes und von Calvaria als Zeichen des Besizes überbringen sollten. Schon einige Jahre früher hatte der Kalife ihm auf sein Verlangen den einzigen Elephanten überjandt, den er grade besaß. Bis zum Ende seines Lebens fuhr Karl der Große fort, zur Unterstützung armer Christen und

zum Wiederaufbau der Kirchen Almosen nach Jerusalem zu senden. Seinem Beispiele folgte sein Sohn Ludwig der Fromme und sein Enkel Ludwig der Deutsche.

Dies waren daher die Sonnentage der Wallfahrten. Allein nach dem Tode Haruns trübte die Aussicht sich von neuem. Der Zwiespalt zwischen seinen Söhnen zog sich auch in die Provinzen; das Volk theilte sich in Factionen; und alle Parteien waren froh, ihre Wuth an den Christen auslassen zu können. Die heilige Stadt entging dem Sturme nicht; Kirchen wurden zerstört und Gotteshäuser geplündert.

Der übrige Theil des neunten Jahrhunderts bietet keinen Vorfall von Bedeutung in der Geschichte Jerusalems dar, außer dem Besuche des Mönches Bernhart und seiner beiden Gefährten um das Jahr 870. Ersterer führte ein Tagebuch; sein Bericht ist nur kurz, doch tritt die Beschreibung des heiligen Grabes und dessen was dazu gehört, bestimmt hervor. Er spricht von vier Kirchen in der Umgebung des Grabes, zählt aber nur drei namentlich auf: die vom Grab selbst in Westen, die Marienkirche im Süden, und die Basilica im Osten. Diese Kirchen bildeten drei Seiten eines offenen Hofes und waren alle durch Mauern miteinander verbunden. An die Marienkirche stieß damals schon ein Hospital, in welchem alle lateinischen Pilger empfangen wurden. Dieser Reisender war der erste, der des Gaukelspiels mit dem griechischen heiligen Feuer gedenkt^{*)}; auch erwähnt er einer von Karl dem Großen in der Marienkirche gestifteten Bibliothek.

Der Ruhm des Hauses der Abasiden war in langsamem Verlösch. Die Freigebigkeit Almamun's (el-Mamun's, des Sohnes und zweiten Nachfolgers Harun's, der das Scepter dreißig Jahre führte (von 813 bis 843) und der Schutz den er den Wissenschaften angedeihen ließ, erhielten noch für eine Zeit den hinschwindenden Glanz seines Geschlechtes. Unter ihm wurden die Christen noch begünstigt, und unter seinen vertrauten Beamten und in seinem persönlichen Gefolge gefunden. Allein seine Nachfolger hielten den Zügel des Reiches mit schwacher Hand; alle Provinzen wurden durch Fehden und blutige Kriege zerrüttet und die christlichen Unterthanen mehr und mehr der Gewaltthätigkeit und dem

*) Ueber dieses von der griechischen Kirche am heiligem Grabe jährlich wiederholte Wunder, wonach die am Vorabend vor Ostern ausgetrockneten Lampen sich durch himmlisches Feuer neu entzünden, haben wir mehrere Nachrichten zusammengestellt Jahrgang 1839, Seite 88. 90 u. ff.

Drucke ausgeübt. Innerer Zwiespalt zerriff das Reich, und das heilige Land ward noch einmal der Schauplatz von Schlächten und Blutvergießen, theils während der langen Kriege, welche die Kalifen gegen die verschiedenen Parteien und empörrten Statthalter führten, theils durch neue keiserliche Sekten, die ihre Glaubenssätze mit dem Schwerte zu verbreiten suchten. Eine Provinz nach der andern wurde so der Herrschaft der Kalifen entzogen. Endlich im J. 969 dehnte Moez vom Geschlechte der Fatimiten, dessen Ahnen seit sechzig Jahren als Kalifen in Kairwan (Soyene) über einen großen Theil von Afrika geherrscht hatten, seine Eroberungen bis nach Aegypten und Syrien aus, und verlegte den Sitz seines Reiches nach der neuen Stadt Muar-el-Kabitah, dem jetzigen Kairo.

Die heilige Stadt war nun in die Hände neuer Herren gefallen, die wenig geneigt waren, auf dasjenige die mindeste Rücksicht zu nehmen, was unter den frühern Dynastien ausgemacht oder herkömmlich geworden war. Die Kirche zum heiligen Grab soll jetzt von neuem in Brand gesteckt worden sein, und der Patriarch Johannes mußte in den Flammen sterben. Die Christen hatten neuen Druck und neue Verdrängniß zu erdulden, und scheinen darüber gegen ihre Brüder im Abendlande sich bitter beklagt zu haben. Ein Brief des Papstes Sylvester II. (999—1003) ist noch vorhanden, der bestimmt ist, die abendländische Kirche zur thätigen Theilnahme für ihre morgenländische Schwester zu erwecken. Die Schiffe der mächtigen Handelsstadt Viza in Italien unternahmen auch in der That Bandungen an den afrikanischen Küsten, und nicht unwahrscheinlich fing die Nothwendigkeit eines allgemeinen Krieges gegen die Anhänger Muhammeds um des heiligen Landes willen schon damals an, die Gemüther zu beschäftigen.

Sedoch fand in den Verdrückungen der ägyptischen Kalifen ein Ruhepunkt statt; war es nun daß die Christen des heiligen Landes sich an das Erdulden derselben gewöhnt hatten, oder daß die eigene Politik ihrer Verdrücker ihnen Zeit gab Athem zu schöpfen. Die Pilger aus dem Abendlande und besonders die abendländischen Kaufleute waren nämlich keine unwillkommenen Gäste; die Zölle und Abgaben, die sie entrichten mußten, trugen dazu bei, die Casen der muhammedanischen Herrscher zu füllen. Besonders begünstigt wurden die Kaufleute von Amalfi in Italien, denen es gelang mehrere Handelsprivilegien zu erkaufen. Da sie bei ihren Wanderungen die heilige Stadt oft zu besuchen pflegten, erlangten sie

von dem Kalifen die Erlaubniß, dort ein Gebäude zu errichten, welches sie ihr Eigenthum nennen könnten. Dennoch gründeten sie ein Kloster nebst einer Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria, ungefähr einen Steinwurf von dem heiligen Grabe entfernt, in welcher der ganze Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten ward, und die darum den Namen St. Maria de Latina erhielt. Nicht daran ward kurze Zeit darauf ein Nonnenkloster zu Ehren der Maria Magdalena errichtet, wo die Nonnen sich der Sorge für die armen Pilgerinnen widmeten. Doch da selbst in diesen gefährlichen Zeiten die Zahl und die Noth der Pilger wuchs, so daß beide Klöster bald unzureichend wurden, sie aufzunehmen, ließen die Mönche ein Xenodochium oder Hospital innerhalb desselben Bezirkes errauen, worin die Armen und Kranken ein Obdach fanden, und ihre Nahrung aus den Klosterküchen erhielten. Dies Hospital war dem St. Johannes Clermon gewidmet, dem frühern Patriarchen von Alexandria und hier war es, wo späterhin der berühmte Hospitaliter- oder Johanniter-Orden erwuchs.

Der dritte der fatimitischen Kalifen in Aegypten war el-Hakem, der den Thron im Jahre 996 in einem Alter von elf Jahren bestieg. Er war ein wilder, halb mondsüchtiger Fanatiker, gab sich für den Propheten einer neuen Religion aus, und machte seine ganze Regierung zu einer Reihensolge von Gewaltthätigkeiten und Widersprüchen. Er wird als der Prophet der Druzen betrachtet; er erbaute eine Moschee in Kairo, die noch steht, und in einer Inschrift über einer der Thüren vom Jahre der Hedschra 393 oder 1003 nach Chr. wird er bereits als Prophet behandelt. Arabische Schriftsteller beschreiben ihn als aus Atheismus und Wahnsinn zusammengejezt. Um das Jahr 1010 wurde er aus Argwohn oder sonst einem gleich unwürdigen Grunde eifersüchtig auf die Christen, die bis dahin unter seiner Regierung Ruhe und sogar Auszeichnung genossen hatten, indem mitunter Christen selbst die hohe Stelle eines Weiffers bekleideten. Nun begann eine wüthende Verfolgung derselben, sowohl in Aegypten als in Palästina. Ohne ihre durch das Herkommen und die Bewilligung seiner Vorgänger erhaltenen Berechtigungen zu beachten, legte er den Christen und den Pilgern ungeheure Contributionen und Lizenzen auf, und verbot den christlichen Gottesdienst in den Kirchen. Doch dieß war nicht alles.

(Schluß folgt.)

Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-West-Afrika.

(Fortsetzung.)

Eine andere Sage: Die Fetische haben früher mit den Menschen zusammen gewohnt. Dies ging freilich nicht lange; denn bald sagten sie zu den Menschen, daß wenn sie als Geister mit ihnen zusammen wohnen würden, dies für sie übel ausfallen könnte; denn, "sahen sie fort, mit der Zeit geschieht es, daß ihr unferetwegen sterbet; macht und daher einen Pain im Buschwald, damit wir uns dort aufhalten, und so oft das Jahr um ist, möget ihr dafelbst ein Opfer bringen."

Eine Sage, die von einem Fetischpriester in Aburi stammt, die sich ihrem Hauptinhalt nach die Kinder unter einander erzählen, lautet: Ehemals war Gott den Menschen sehr nahe. Wenn diese etwas nöthig hatten, so stiegen sie nur mit einem Stock hinauf, und es regnete Hülfe und andere Dinge, daß man nur auflesen durfte. Nun aber kam eine Streitsache zwischen sie und Gott. Ein Weib nämlich, welche Fufupeiße im Mörser stieß, fuhr mit dem Fufuößel ihm unversehend in's Gesicht. Gott wurde zornig und fuhr in die Höhe zurück. Nun sollten die Menschen für sich selbst sorgen und selbst regieren; denn von Gott konnten sie nicht mehr viel erwarten; er war ihnen zu sehr entrückt, so daß wenn ihn Jemand anrief, er nicht hörte, und wenn er auch hätte helfen wollen, er der großen Entfernung wegen mit seiner Hülfe in den meisten Fällen zu spät gekommen wäre. Aber das bekam ihnen nicht gut; denn wenn sie auch arbeiteten und das Land bebauten, so blieb doch der Regen 6 Jahre aus. Es kam eine Hungerepidemie, und sie waren genöthigt, Menschen zu schlachten, daß sie ihr Leben fristeten. Da sprach ein alter, weiser Mann: "Kasset und nicht also thun, sondern laßt uns einen Boten an Gott abenden, der ihm sage, daß wir Böses wider ihn gethan; wir möchten ihn aber bitten, daß er wenigstens, da er nicht selbst kommen wird, weil wir ihn so beleidigt haben, einen seiner Minister (nächsten Rathgeber, Statthalter) zu senden, der für uns Sorge und sich unserer annehme." Dies geschah, und Gott sandte einen seiner ersten Minister mit seinem Weibe mit der Botschaft, daß er von jetzt an nicht mehr Jörn halten, sondern zu jeder Zeit regnen lassen werde, und an dem Tage, an welchem sie den Regenbogen an den Himmel gebunden sehen würden, sollen sie Hütten abfeuern und sich selbster erinnern, weil es Gott ist, der da Trostheit und Regen zu jeder Zeit kommen läßt.

Sprachwörter: Ich, der ich auf dem Rücken liege, sehe Gott nicht, wie viel weniger du, der du auf dem Bauche liegest. — Wenn Du mit Gott zu reden wünschst, so sage es dem Winde. — Der Habicht sagt: Alles, was Gott gemacht hat, ist gut. — Wenn Gott der Schwalbe nichts gegeben, so hat er ihr doch die Fähigkeit, sich zu drehen, gegeben. — Niemand zeigt dem Sohne eines Schmiedes das Schmieden; wenn derselbe es versteht, so hat es ihm Gott gelehrt. — Gott wünscht keine Streitsachen, deshalb hat er jedem Dinge seinen Namen gegeben. — Die Erde ist ausgedehnt; aber Gott ist der Höchste. — So lange Gott dich nicht tödtet — so stirbst du nicht.

Aus diesen und einigen anderen weltchweifigen Erzählungen stellt Dr. Osterlag folgenden Auszug an:

1) Die Ableitung des Wortes (Oyamo) für Gott ist dunkel; doch scheint die Wurzel desselben niam (= glanzvoll, herrlich) zu heißen. Der Otschi denkt sich daher Gott als ein Wesen voll Helligkeit und Herrlichkeit.

2) Die Einseitigkeit des Wesens ist nur insoweit festgestellt, als die Namen, die sie Gott belegen, nur in der Einzahl vorkommen; wenn sie von zwei Göttern reden, einem Gott der Schwarzen und einem Gott der Weißen, so scheint dies späterer Zusatz zu sein, seitdem sie mit den außerfranzösischen Völkern bekannt geworden und ihre Menschenkenntniß sich erweitert hat.

3) Zwischen Oyamo oder Borebore, d. i. Gott und Fetische (Götzen), machen sie einen scharfen Unterschied. Für Fetische haben sie keine besondere Namen. Borebore (so) hängt mit schaffen, Schöpfer zusammen. In einer der Sagen erscheint Borebore als Gott der rathfindenden werthigsten Weisheit; Beide aber mit Lebensfülle und Lebenskräften ausgerüht; auch ist ihnen ein gewisses Wunderthun eigen. Merkwürdig ist noch der Gedanke, daß Borebore in Folge des Verlustes seiner Weisheit nicht mehr in den Himmel hinauf konnte, sondern auf Erden starb.

4) Gott ist dem Otschi ein Wesen, das sich durch Eigenschaften unterscheidet, die ein Mensch nicht hat. Blind und Gehörlos sind ihm nahe verwandt. So wird auf die unbegrenzte Macht, Unsterblichkeit, Geistesfreiheit, Gutes, Erbarmen, Allwissenheit und Heiligkeit teile und dunkel angepielt. Dagegen kommt es dem Otschi nicht darauf an, sich Gott so menschlich vorzustellen, und sein eigenes Herrbild auf ihn zu übertragen.

5) Der Otschi schreibt Gott die Erschaffung der Welt, ihre Erhaltung und eine durch Fetische vermittelte Regierung derselben, ferner die Einsetzung der Fetische als seine Stellvertreter in der Welt, und überhaupt die letzte Urberührung aller Vorhandenen zu. Zu diesem Vorhandenen darf, wenn auch nicht ursprünglich, doch als nachher hinzugekommen, das Weib gerechnet werden.

6) Von einer Erschaffung des Himmels redet der Otschi nicht oder selten. Das Firmament ist ihm das Angesicht, die Vorderseite Gottes. Unter Welt versteht er nur, was sich unter der Sonne befindet. Die Menschen sind (nach einer Sage) im Himmel als zwei Paare, Schwarze und Weiße, (nach einer anderen) als ein Paar und zwar das Weib zuerst erschaffen worden. Der Mensch ist ihm das vornehmste Geschöpf, für welches Gott (nach oben erwähnten Sprichwort) spezielle Fürsorge trägt.

7) Endlich finden sich in dem Bewußtsein des Otschiers noch dunkle und sehr verzerrte, ganz afrikanische Anspielungen auf eine parabolische Segens- und Glückwünsche auf die Entfaltung des Weibes, die durch ein Weib vermittelt worden sei, auf den darauf erfolgten Fluch, auf das hohe Alter der Menschen, auf einen großen Regen, (Sündfluth) auf das erste Schiff, das nach Afrika kommt, (Noe) endlich auf den Uebermuth der Menschen, nach welchen sie wieder in den Himmel hinauf möchten, aus dem sie entfernt worden waren, (Turmbau Babels) und zuletzt auf die Zerrüttung des Menschengeschlechts und die Entfaltung der vielen Sprachen.

Aus der Erzählung eines Katecheten aus den Otschidnegern über das Fetischthum zieht Dr. Osterlag folgende Bemerkungen:

1) Die Fetische sind dem Otschi Geister, geistvolle Wesen, in mancher Hinsicht etwas Geisteskräfte. Was er unter Geist (suosum) jenseitig) oder ahoatom wahrnehmlich abhört, versteht, läßt sich wenigstens annähernd bezeichnen. Der Geist hat nach den Vorstellungen des Otschi-Negers die Eigenschaft des Windes; er ist für das leibliche Auge unsichtbar, für das Ohr aber hörbar, in seinen Wirkungen sichtbar, ist beweglich, nicht an Zeit und Raum gebunden, kann in einen anderen Körper eindringen und sich durch denselben kund thun, und vermittelt denselben sich der Körperwelt mittheilen. Für den Geist giebt es keine Schranken, außer denen, welche ihm etwa höhere Geister, und vor Allem Gott selber, setzt. Nur eine Here und ein gewisses Amulett ist menschlicherseits im Stande, der Wirkbarkeit der Fetische einen Damm entgegen zu legen.

(Schluß folgt.)

Unsere liebsten Freunde, welche uns per Post Gedrucktes unter Kreuzband senden, bitten wir ergebenst, auf der Adresse noch das „Poste restante“ hinzuzufügen zu wollen.

Die Redaktion der Morgenröthe.

Die Morgenröthe.

Ein christliches Sonntags-Blatt für Stadt und Land.

Zur Belehrung und Erbauung.

Nr. 52

Erscheint jeden Sonntag und ist durch alle Postämter und Buchhandlungen, sowie durch die Postämter der Besonderen Postexpeditionen zu beziehen. Preis vierteljährlich 15 Sgr. incl. Postzuschlag resp. Botensohn. Monatlich in Berlin 5 Sgr.

1862.

Die geehrten Abonnenten werden freundlichst ersucht, die Bestellung der Morgenröthe bei Ihren Postämtern oder resp. Buchhandlungen für das nächste Quartal frühzeitig genug anzumelden. In Berlin nehmen die Besonderen Postexpeditionen sowie die Haupt-Expedition, Fädenstraße 28 1 Tr., Bestellungen an. Die Expedition.

Des Jahres Abschied

Wiederum stehen wir am Ende eines Jahres und blicken zurück auf das was in den vergangenen Tagen durchlebt, erfahren, gewollt, unterlassen, gesollt und gelitten oder erduldet ist. Freudige und dankbare Erinnerungen tauchen auf bei dem Einen, schmerzliche und beschämende bei dem Andern. Doch das werden wir Alle fühlen und bekennen: Wir haben dem Herrn zu danken und zu loben, daß Er so gnädig ist mit uns umgegangen; Seine Güte war täglich neu an uns. Der Prediger Salomo sagt Kap. 7, 8. Das Ende eines Dinges ist besser denn sein Anfang. So ist es auch mit einem Jahres-Ende; es ist besser, denn der Anfang. Wir wissen heute mehr als beim Beginne des Jahres. Mancher von uns betrat die Schwelle des Jahres froh und frohlich, voll Hoffnung und Seligkeit; und ist ein Dulder geworden, ein Kreuzträger, so daß durch Gram und Schmerz sein Angesicht um zehn Jahre älter geworden ist. Mancher vielleicht ist ganz aus diesem Leben zur Ewigkeit hinüber geschieden. Andere stehen glücklich und froh da, während Thränen am Anfang dieses Jahres noch ihren Pfad benetzten.

Liebe Leser, laßt uns Alles aus Gottes gnädiger Hand annehmen. Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Gott allein gebührt alle Ehre, und wir haben vor Ihm uns zu demüthigen, we-

gen unserer vielen Mängel und Veräumnisse. Die Güte des Herrn ist's, daß wir nicht gar aus sind; Seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Was bleibt an unserm Thun und Wollen Gutes, wenn der Herr nicht durch seinen Segen dasselbe füllet und verherrlicht? Das füllet auch der Schreiber der Morgenröthe am Jahresabschluss, wenn er zurückblickt auf seine ganze Jahresarbeit: Das Herrn Segen war es, welcher mit diesen Blättern war, und welche nach so zahlreichen Versicherungen und vielen Zeugnissen der Leser ihnen sonntäglich neuen Lebensodem und Lebenswasser zutrug. Viele unserer lieben Leser sind durch diese Blätter getröstet, erquickt, belebt und belehrt; Einige haben sogar noch ihren Trost daraus geschöpft auf ihrem Sterbebette. Das ist der Himmelslohn des Schreibers und er dankt heute dafür dem Herrn, der das Vermögen und die Ausdauer dazu darreichte.

Liebte Leser, wären die Blätter der Morgenröthe solche Blätter, welche Narrenthetlinge und ein Leben der Sünde zu fördern bemühet sind, wie es der Zeitgeist gern will; dann würden Tausende von Lesern seyn; und Hände, welche bereit wären sie zu verbreiten. Viele von unseren Lesern haben sehr frohlich mitgewirkt, dieses Blatt zu verbreiten; ihnen sage ich hiermit freundigen Dank. An Alle aber richte ich heute den innigsten Wunsch, durch solche freundliche Mitwirkung das bisherige Bestreben des Verfassers zu unterstützen. Das Licht,

welches Wenigen leuchtet kann ohne Aufopferung Vielen, ja Tausenden leuchten. Mit diesem herzlichem Wunsche wollen wir denn getrost hinüber schreiten in das neue Jahr, indem wir uns Alle der Gnade des Herrn befehlen. Das walte Gott. Amen

Geschichte Jerusalems

seit der Zerstörung durch die Römer.
(Schluß.)

Man brach in die Häuser der Christen, schleppte die Bewohner ohne Anklage oder Prozeß zum Tode am Kreuz oder auf den Pfälen. Söhne und Töchter wurden aus den Armen ihrer Eltern gerissen, und durch Schläge oder Verlockung dahin gebracht, von ihrem Glauben abzufallen; die, welche standhaft blieben, mußten am Kreuze sterben; Keinem war Leben und Eigentum gesichert; legeres ward willkürlich geplündert oder confiscirt. Um den Beweisen seines Hasses gegen den christlichen Namen die Krone aufzusetzen, befahl der Kalife die Kirche zum heiligen Grabe zu zerstören. Der Befehl war von dem Statthalter von Ramleh, an den er gerichtet war, vollständig ausgeführt, das Gebäude wurde von Grund aus zerstört, und alle Mäße angewandt, das Grab selbst zu entstellen und zu verwüsten.

Die Nachrichten von diesen Abscheulichkeiten kamen durch die Pilger nach Europa und erweckten allgemeinen Unwillen und Schmerz. Allein anstatt sich zur Rache gegen die unmittelbaren Urheber zu vereinigen, verbreitete man das Gerücht, daß die Juden die Anstifter der Verfolgung gewesen seien, indem sie den Kalifen heimlich von einem beabsichtigten Feldzug gegen Jerusalem benachrichtigt, und ihn so zu der Verfolgung der Christen angereizt hätten. Nun mußten die Juden dafür leiden und waren durch ganz Frankreich der heftigsten Verfolgung ausgelezt, welche, wenn auch vielleicht weniger blutig als die, die sie rächen sollte, doch sicherlich eben so ungerecht war. Der Kalife selbst jedoch, mit demjenigen Bantelkmutz, der schwachen und verwirrten Gemüthern eigen ist, beruhte seine Gewalthätigkeit; er erlaubte der großen Anzahl abgefallener Christen, zu ihrem früheren Glauben zurückzukehren, und vergnügte ihnen die zerstörten Kirchen wieder aufzubauen. Es scheint jedoch, daß diese Vergünstigung lange nicht zur Ausübung kommen konnte, oder wenigstens daß man ihr nur sehr langsam nachkam; denn obgleich el-Hakem im Jahre 1021 starb, so geschah es doch erst nach Verlauf von

10 Jahren, und zwar auf Verwendung des griechischen Kaisers Romanus, daß Hakem's Nachfolger die Erlaubniß befälligte, so daß der Wiederaufbau der Kirche zum heiligen Grabe beginnen konnte. Fremde vorbereitete sich in der Christenheit; Pilger strömten nach Jerusalem, frohlockend und Gaben bringend zur Wiederherstellung des Gotteshauses. Die Kirche zum Grabe ward 1048 vollendet; aber statt der einstigen prächtigen Basilica auf dem Plage Golgatha zierte jetzt nur eine kleine Kapelle den Ort.

Der Anwachs von Pilgern war nun sehr groß geworden. Das Jahr 1000 hatte in vielen Gemüthern die Erwartung rege gemacht von der Wiederkunft Christi, Andere sahen in der Zerrissenheit der damaligen Zeit und deren Zeichen die Vorbedeutung von dem nahen Auftreten des Antichrists. Tausende aus allen Ständen und Classen wallfahrteeten nach der heiligen Stadt. Nicht länger waren es einfache Pilger mit Stab und Tasche, ein Mönch, ein Abt oder selbst ein Bischof mit ein paar Gefährten, die ihren Weg nach dem gelobten Lande nahmen und gänzlich oder meistens von dem Almosen der Frommen erhalten wurden; von jetzt an legten auch große Haufen Volks aus dem weltlichen Stande, besonders aber Edelleute und Fürsten mit großem bewaffnetem Gefolge das Pilgergewand an, und lenkten ihren Stab nach dem Morgenlande. Selbst edle Frauen schreckten nicht die Weichwerden und Gefahren der Wallfahrt. Ja, viele der Pilger wünschten in dem Lande der Verheißung ihren Tod zu finden. Vielleicht war es um diesen Anlauf abzuhalten, wahrscheinlicher aber um des Gewinnes willen, daß die Muhammedaner um diese Zeit von jedem Pilger den Tribut eines Goldstückes forderten für den Eintritt in die heilige Stadt.

Unter die merkwürdigen Pilgerfahrten dieses Jahrhunderts gehörte die des Herzogs Robert von der Normandie, des Vaters Wilhelm des Eroberers, die er im Jahre 1035 allen Einwendungen seiner Barone zum Trotz unternahm. Nachdem er die Erfolge für seinen natürlichen Sohn Wilhelm gesichert und ihn unter dem Schutz und der Vormundschaft des französischen Königs gelassen hatte, machte er sich mit einem großen Gefolge von Rittersn, Baronen und Dienern auf den Weg. Er selbst ging barfuß wie jeder andere Wallfahrer, im Hand mit Pilgerstab und Tasche. Wenn er durch Städte kam, sandte er kein Gefolge voraus; er selbst ging ganz allein in aller Demuth hinterher und trug geduldig die Beleidigungen des Pöbels. Er nahm den

Weg über Italien und Constantinopel, wo seine Frömmigkeit und Milde ihm die Hochachtung des Kaisers und der griechischen Edeln erwarb. Ersterer schickte ihm Geschenke zu, und verbot seinen Unterthanen, für die dem normannischen Herzog gelieferten Gegenstände Zahlung anzunehmen. Allein dieser lehnte die Gaben ab, und befahl seinen Leuten alles zu bezahlen. Der Kaiser verordnete, daß kein Holz ihm geliefert werden sollte, um ihn zu zwingen, es unentgeltlich aus den kaiserlichen Magazinen zu empfangen; allein Robert kaufte eine große Quantität Rüsse, und brauchte die Schaalen zur Feuerung. Auf seiner Reise durch Kleinasien ward er krank, und mußte in einer Sänfte, von Saracenen getragen, weiter gebracht werden. Einem heimkehrenden normannischen Pilger, der ihn fragte, ob er für ihn keine Bottschaft in die Heimath zu bringen habe, antwortete er: „Sage den Meinen, daß du mir begegnet, als ich von Jerusalem in das Paradies getragen wurde“. Vor den Thoren Jerusalems fand Robert einen Haufen bedürftiger Pilger, die zu arm waren das Eintrittsgeld zu bezahlen, die Ankunft irgend eines reichen, großmüthigen Pilgerbruders abwartend, der ihnen die heilige Stadt öffnen ließe. Für jeden derselben bezahlte er einen goldenen Byzantiner^{*)}. Die Muhammedaner bewunderten seine Frömmigkeit und Freigebigkeit, und ein Emir hieß alles, was er für die Pilger bezahlte, ihm zurückerstatten. Allein Robert theilte das Geld sogleich unter die armen Pilger aus. Er starb auf dem Heimweg in der Stadt Nicäa, die Reliquien, die er gesammelt, wurden in der Abtei Cefisy niedergelegt, die er selbst gegründet hatte.

Um diese Zeit war durch die Befehlung der Ungarn zum Christenthum, die allmählig am Schluß des zehnten und während der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts statt gefunden hatte, ein neuer Weg für die Pilger nach dem heiligen Lande eröffnet. Denn nun konnten sie den ganzen Weg nach Constantinopel zu Land durch christliches Gebiet machen. Einer der ersten der diesen Weg benutzte, war der Bischof Helbert von Cambrai in Frankreich i. S. 1054. Eine so große Schaar Pilger begleitete ihn, daß die Gesellschaft Exercitus Domini (das Heer des Herrn) genannt wurde. Der König von Ungarn betrachtete anfänglich diese große Menschenzahl nicht ohne Mißtrauen, da er wenig an den Anblick von Pilgern gewöhnt war; doch behandelte er sie nachher mit Güte. Die Pilger reisten zu Land bis nach Raodicäa

in Syrien, und stiegen dann wegen der Unsicherheit des Landes zu Schiffe. Da aber ein Sturm sie zurücktrieb, und andere Pilger ihnen sagten, daß den Christen die heiligen Stätten in Jerusalem ganz verschlossen seien^{*)} und sie überhaupt höchst unwürdig behandelt würden, so kehrte der Bischof nebst seinen Gefährten nach Frankreich zurück. — Den nämlichen Weg nahm gegen das Jahr 1062 Graf Wilhelm von Angouleme, den einige seiner Räthe, mehrere Aebte und eine große Zahl Edler begleiteten. Auch sie wurden von dem König von Ungarn beim Durchzug durch sein Land mit großer Höflichkeit behandelt.

Allein die berühmteste Wallfahrt dieser Zeit war die mehrerer deutscher Bischöfe im J. 1065, deren alle Chroniken des Jahrhunderts gedenken. Die Gesellschaft bestand aus Siegfried, Erzbischof von Mainz, den Bischöfen Günther von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelm von Utrecht, denen nicht weniger als 7000 Menschen folgten, reich und arm; unter diesen Ingulphus, der englische Geheimreiber Wilhelm des Eroberers, der mit andern aus der Normandie sich dem Zuge anschloß, angezogen von dem Gerücht der großen Vorberreitungen. Die Bischöfe reisten mit großem Gepränge, Schüsseln und Gefäße von Gold und Silber mit sich führend, und köstliche Teppiche, ihre Sige zu überhängen. Bischof Günther von Bamberg war wegen seiner persönlichen Schönheit berühmt, so wie auch wegen seiner Geistesgaben und Kenntnisse, so daß, wo die Pilger nur hinkamen, eine Menschenmenge zusammenließ den schönen Bischof zu sehen, und sich oft so unruhig betrug, daß seine Gefährten in ihn dringen mußten, sich nur dem Volke zu zeigen. Sie brachen im Herbst des Jahres 1064 auf, gingen durch Ungarn nach Constantinopel, und erreichten glücklich Syrien. Allein das Gerücht ihres Reichthums und des Gepränge, mit dem sie reisten, war ihnen voranzugehen, und hatte die Habgier der wandernden Mäuberhorden erweckt, mit denen Palästina von je behaftet gewesen. Sie hatten Noth sich ihren Angriffen zu entziehen.

Wir schließen die Geschichte der heil. Stadt hiermit vorläufig, weil das nun noch folgende von wenigem Interesse ist.

^{*)} Diese Ausschließung der Christen war nur eine vorübergehende Maßregel.

^{*)} Ein goldener Byzantiner war ungefähr fünf Specieshälter an Werth.

Die religiösen Ideen der Otschi-Neger in Mittel-West-Afrika.

(Schluß.)

2) Die Fetische sind in zahlloser Menge vorhanden. Sie sind unter sich durch Herkommen, Stand, Rang, Geschlecht, Alter und Einfluß verschieden. Es giebt ursprüngliche und nachgemachte Fetische. Erstere sind Steine oder wohnen in Steinen und offenbaren sich durch dieselben. Der Stein ist dem Dschier das Dauerhafte und Weibende, im Gegensatz zu dem schnellen Wechsel aller Dinge, der dem Tropenlande besonders eigen ist. Auf den Stein kam der Schwarze bei seiner Herabkunft vom Himmel zu sitzen. Dieser Umstand war für ihn Beweis genug, daß ihm Gott diesen als Stützpunkt, Verfolger und Bewahrer angewiesen habe. Gott selbst ist es, der diese Fetische in die Welt eingeführt hat. Die nachgemachten Fetische sind solche, die von den Priestern und Propheten des Volks erfunden und benannt worden sind. Sie stehen den ursprünglichen an Rang und Einfluß weit nach, sind aber von diesen beeinflusst und handeln nach dem Willen und im Namen derselben, so daß durchaus Einheit und Zusammenstimmung unter ihnen waltet. Doch wie bei der Gottheitslehre, so noch vielmehr bei der Fetischlehre trägt der Dschier seine menschlichen Verzerrungen auf diese über.

3) Die Fetische als Geister sind an sich unächtbar; sie greifen aber nicht bloß ins Gebiet der Sichtbarkeit ein, sondern sind im Stande sich sichtbar zu machen. Die Erscheinung kann eine unvermittelte, nur den Eingeweihten, d. h. den Priestern und Propheten geltende sein. Diese glauben, die Fetische zu sehen, wie sie, in ein weißes Gewand gehüllt, mit der Schnellfahne des Windes vorüberfahren. Vermittelt aber ist sie, sofern die Fetische in Menschen, Thiere, Bäume und andre Gegenstände sich zu verlegen im Stande sind und durch diese sich kund thun. Durch Menschen und besonders durch den Fetischpropheten spricht der Fetisch seinen Willen aus, den er sofort auch entweder durch Menschen oder aber unmittelbar zu verwirklichen die Macht haben soll.

4) Die Fetische sind Mittelwesen zwischen Gott und dem Menschen; sie sind den Menschen gegenüber Gottes Stellvertreter und Sprecher, Gott gegenüber sind sie Fürsprecher und Abolaten der Menschen.

5) Ihre Beziehung zu Gott gründet sich darauf, daß Gott sie geschaffen und ihnen göttliches Ansehen verliehen hat. Gott ist ihr Vater, sie seine Kinder. — Gott ihr Herr, sie seine Diener. Sie stehen in unmittelbarem Verkehr mit Gott, und dieser führt durch sie seinen Willen aus. Sie sind von ihm gesandt und eingesetzt, und stehen mit ihrem Thun und Lassen in vollständiger Abhängigkeit von ihm. Gott ist der Erste und Höchste.

6) Ihre Beziehung zu den Menschen ist eine doppelte. Es gab eine Zeit, wo die Fetische zu den Menschen auf einem mehr vertraulichen Fuße standen; ihr Verkehr mit den Menschen war häufiger und ungezwungen und erregte daher auch mehr Vertrauen. Auch jetzt noch finden sich Anspielungen auf einen familiären Zusammenhang, der zwischen Fetischen und Menschen bestehen soll nach der Anschauung des Dschiers. Die Fetische sind geschaffen, das ist auch von den Menschen gesagt. Europäer sind ihrer weißen Farbe wegen Brüder der Fetische. Die Fetische nehmen Antheil an dem Geschick der Menschen und tragen zur Wendung desselben zu jeder Zeit das Ihrige bei.

7) Dagegen sind sie doch den Menschen in jeder Hinsicht überlegen. Sie, von Gott über Legtere gesetzt, haben Macht über ihr Leben. Die Menschen müssen die Günst der Fetische, und nicht diese die Günst der Menschen suchen. Sie wissen mehr als die Menschen und bewegen sich schneller als sie. Der Jora der Fetische ist für sie Tod und Verderben, ihre Günst bringt Glück und Wohlergehen.

8) Es sind besonders die ursprünglichen Fetische, denen Güte und Wohlwollen gegen die Menschen zugeschrieben wird. Sie können aber mit ihrem gütigen Wohlwollen nicht mehr ankommen, weil

die nachher entstandene Fetisch-Welt die nachgemachten ihnen über den Kopf gewachsen ist. Diese ist das Produkt einer grausamen, alles unter die Furcht des Todes machenden Priesterherrschaft. 9) Wie die Fetische irdische Segnungen spenden, so sind sie es auch, denen ein böses, verhängnisvolles Geschick zugeschrieben wird. Das Unheil, was sie verkünden, überträgt das Glück, das sie gewähren am Weite. Eine solche Anschauung ist in dem fortwährend zunehmenden sittlichen Verfall des Volkes und seiner Lübere begründet. Sind die Fetische an sich schon Schauer und Schrecken erregend, so noch mehr die Art und Weise ihres Eingetrens in das Leben der Menschen. Sie wirken verborgen, heimlich plötzlich, und keiner, den einmal ihr Fluch getroffen, kann sich ihrer Macht entwinden.

10) Endlich darf nicht außer Acht gelassen werden, wie ein Fetisch in der Hand des Menschen zum Mittel wird den Feind zu vernichten. Es kommt daher auf die Entschlossenheit und Opferwilligkeit des Betreffenden an meisten an. Zehlt es an diesen Weiden nicht, so kann er es dazu bringen, daß er freig sag kann: Ist der und der Fetisch für mich, wer kann wider mich sein?

Wir fügen hinzu: Wer wollte nicht hoffen und wünschen, daß die Zeit der Befreiung aller Weiden aus den grauigen Banden der Aberglaube bald kommen möchte. Um so mehr sollen wir gläubig mitwirken zur Reinigung und Belebung der Kirche Christi, damit der Herr seinen Willen ein reines Mutter, und ein weltlich leuchtendes Panier aufstellen könne. D. Med.

Haftens- und Tugendlehre in Keispielen.

Ist Jemand gutes Muths, der singe Psalmen.

Im Jahre 1824 wurde in Prag ein Menich eingezogen, welcher neunzig Noththaten begangen hatte und über die einundzwanzigste, die er begehen wollte. Folgendes bekannte: Ich lauerte in einem Busch am Weg. Da kam ein Weib, das ein geistliches Lied sang. Ich ging ihr nach in der Absicht, sie zu erwidern. Doch wollte ich sie das Lied erst zu Ende singen lassen. Der Gesang that mir aber so wohl, daß ich mein Messer wieder einsetzte, an die Seite der Frau trat und sie bat, mir ein schönes Zuglied zu singen. Sie that es gern und Lied und Melodie ergriffen mich so, daß mir Thränen in die Augen kamen und ich ausrief: O Frau! Ihr müßt einen recht treuen Engel zur Seite haben. Ach, möchte ich doch auch bei Gott in Gnaden stehen, wie Ihr! Sie erwiderte freundlich: Ueber Mann, was nicht ist, kann noch werden. Nur den Muth nicht sinken lassen! Ich antwortete aber: Bei mir ist Alles umsonst; ich bin verloren, und meine Zeit ist bald zu Ende. Mit diesen Worten schlug ich schnell einen Seitenweg ein. Als ich mich noch einmal umah, stand die Frau auch noch auf demselben Fleck, wo ich sie verlassen hatte, und winkte mir nach. Aber es jagte mich etwas weiter, und ich fiel der Gerechtigkeit in die Hände.

Singet dem Herrn alle Welt! Ps. 96, 1.

Wie wir unsern Schuldigern vergeben.

Der Bischof Johannes in Alexandria war fortwährend bemüht, den Frieden in seiner Gemeinde zu erhalten und entstandene Zerwürfisse wieder zu beilegen. Nur ein einziger hochgeachteter Mann wollte sich nicht zur Versöhnung herbeilassen. Da führte ihn der Bischof in eine Kirche und betete mit ihm laut das Vaterunser. Als es aber zur zweiten Hälfte der fünften Bitte kam, schwieg er und ließ den Unversöhnlichen das Wort: Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern allein sprechen. Und diese sechs Wörter, welche von allen Wunden und Säulen der irden Kirche wiederhallen, drangen so unüberstehlich und schneidend in das Herz des Verdorbenen und Verhärteten, daß er weinend dem Bischof zu Füßen fiel und sich von Herzen mit seinem Feind verübte. Das Urtheil, das er über sich selbst fällte, hatte seine Hartnäckigkeit gebrochen.